

FRIEDRICH G. FRIEDMANN · FRIEDBERG

»Jeder auf seine Art und zutiefst geeint«

Aus meiner Korrespondenz mit Schwester Adelgundis Jaegerschmid OSB

I. EINLEITUNG

1. Begegnung

Wenn immer ich in meinem Leben eine Bekanntschaft machte oder eine Freundschaft schloß, deren Zustandekommen jedes normale Maß an Zufälligkeit überschritt, glaubte ich, mich des Wortes Fügung bedienen zu sollen.

Eine solche Fügung war meine Begegnung mit Schwester Adelgundis Jaegerschmid, einer Benediktinerin vom Orden der heiligen Lioba. Es war im Jahre 1980 – kurz nachdem ich meine akademische Laufbahn beendet hatte –, daß ich nach einer neuen Betätigung Ausschau hielt. Es lag nahe, mich mit jener Kultur zu beschäftigen, aus der ich selbst stammte und die so gut wie ausgestorben war – der deutsch-jüdischen. In meiner Jugend hatte die Zugehörigkeit zu jener Kultur zu den Selbstverständlichkeiten meines Lebens gehört. So ging ich am Sabbat mit meinen Eltern in die Synagoge, nahm an den sogenannten Hohen Feiertagen in der dem liberalen Judentum eigenen Art an den Gottesdiensten teil und folgte einer Ethik, die dem Vorbild meiner Vorfahren entsprach. All dies war mit keinen Zweifeln oder Fragen verbunden. Auch das Aufkommen des Nationalsozialismus änderte daran nichts.

Auch meine Übersiedelung nach Italien und später nach den Vereinigten Staaten von Amerika hatte kaum wesentlichen Einfluß auf meine Haltung zum Judentum – es sei denn, daß mir die moralische Unterstützung durch die gewohnte Umgebung – vor allem durch die ältere Generation meiner Familie sowie die jüdische Gemeinde meiner Heimatstadt fehlte. Als ich 1960 nach Deutschland zurückkehrte, waren es vor allem meine Aufgaben als akademischer Lehrer, die mich beschäftigten. Darüber hinaus waren es gerade die unvermeidlichen Fragen über die stets gegenwärtige »Vergangenheit«, die verhinderten, daß ich mich mit dem Judentum als solchem, seiner Geschichte, seinen Problemen beschäftigte.

Erst als mit meiner Emeritierung die Lehrtätigkeit und die intensive Beschäftigung mit meinen Studenten zu Ende ging, entdeckte ich eine Anzahl deutsch-jüdischer Denker vor allem jener Zeit, da ich noch in der Selbstverständlichkeit meines

FRIEDRICH GEORG FRIEDMANN, Jahrgang 1912, lehrte zwischen 1940 und 1960 Philosophie in den USA und von 1960 bis zu seiner Emeritierung 1979 Nordamerikanische Kulturgeschichte an der Universität München.

jugendlichen Daseins gefangen war. Im Gegensatz zu mir erlebten sie eine tiefe Krise ihrer Kultur, die sie bis dahin eng mit der deutschen Philosophie des letzten Jahrhunderts verbunden sahen. Als Folge dieser Krise wandten sie sich in der einen oder der anderen Weise dem Judentum als einer besonderen Form menschlicher Existenz zu. Ich denke an Persönlichkeiten wie Franz Rosenzweig, Franz Kafka, Walter Benjamin und (schon etwas früher) Hermann Cohen.

Natürlich entdeckte ich diese Denker nicht auf einmal. Ja, ich wußte so wenig von ihnen, daß ich meine Suche gleichsam auf falscher Fährte begann. Ich wußte, daß Edmund Husserl und seine Frau Malwine als Juden geboren waren und sich später evangelisch taufen ließen. Hatte Husserl sich irgendwann in seinem Leben über Fragen des Judentums geäußert? Sein Nachlaß war in einem Archiv der Universität Leuven verwahrt. Es galt also, dorthin zu fahren und mein Glück zu versuchen. Es stellte sich sehr schnell heraus, daß sich Husserl nachweislich nicht über jüdische Fragen geäußert hatte. (Daß Husserl eine Anzahl begabter jüdischer Studenten hatte, von denen sich wiederum eine Anzahl taufen ließ, steht auf einem anderen Blatt.) Die Reise nach Leuven war trotzdem nicht ohne Erfolg. Ein Assistent des Husserl-Archivs gab mir eine Kopie einer Arbeit, die er für wichtig hielt. Es handelte sich um einen Bericht einer Nonne über ihre Erinnerungen an Husserl. Ich fragte, ob diese Nonne noch am Leben war und erhielt die Adresse ihres Klosters, das sich in Freiburg-Günterstal befand.

In einem Brief an die Autorin des Berichts, Schwester Adelgundis Jaegerschmid O.S.B., schilderte ich meine Situation und fragte an, ob ich sie besuchen dürfe. Nachdem ich eine freundliche Zusage erhalten hatte, nahm ich den Zug nach Freiburg und begab mich per Taxi in das Kloster, das – ganz wörtlich – am Fuß des Schwarzwalds, genauer: unterhalb des Schauinsland liegt und eher den Eindruck einer italienischen Villa im Stile der Jahrhundertwende als eines Klosters macht. Ich ging den Fußweg neben der Auffahrt hinauf, fand nach einigem Suchen die Pforte und zog dort an einem Glockenstrang, der im Inneren des Hauses einen Klang hervorrief, der in der Stille der Umgebung eine beinahe liturgische Qualität besaß. Bald hörte ich Schritte und eine Pförtnerin öffnete die schwere Türe und bat mich, ihr zu folgen. Sie führte mich in eines jener kleinen, wohl mit Absicht ärmlich gestalteten Besucherzimmer, die man in vielen Klöstern findet. Allerdings war der Tisch gedeckt. Neben einer mit einer Wärmehaube ausgestatteten Kaffeekanne stand ein Kuchen, von dem ich später erfuhr, daß er eigens für mich gebacken worden war. Ich hatte kaum Platz genommen, als sich die Türe öffnete und Schwester Adelgundis, auf eine Krücke gestützt, aber raschen Schrittes eintrat und mich herzlich begrüßte. Trotz ihrer 85 Jahre machte sie einen regen, fast jugendlichen Eindruck. Ihr Kopf, der verglichen mit dem durch Alter geschrumpften Körper besonders groß erschien, strahlte gleichzeitig Energie und Güte aus. Nachdem sie Platz genommen hatte, begann sie das Gespräch mit einer kaum als Frage getarnten Feststellung: »Sie sind doch Katholik!« Als ich ihr erklärte, daß ich Jude sei, sprang sie auf und umarmte mich. Es geschah alles in so spontaner und natürlicher Weise, daß ich mir damals und viele Jahre danach keine Gedanken über die Motive oder Gründe dieser Tat machte. Erst jetzt, nachdem sie im Alter von über 100 Jahren gestorben ist und ich das Alter von 85 Jahren erreicht habe, das sie hatte, als ich sie kennenlernte, versuche ich, die Geschichte unserer Freundschaft darzustellen.

2. Quellen einer Biographie

Für eine Biographie von Schwester Adelgundis standen mir an schriftlichen Dokumenten nur ihre »Erinnerungen an Edmund Husserl« und ein Vortrag über Edith Stein zur Verfügung neben einer autobiographischen maschinengeschriebenen Skizze, die kaum eine Seite umfaßt. Dazu kommen gelegentliche mündliche Äußerungen bei ihren Besuchen in unserem Hause in München und natürlich die Korrespondenz, die wir über mehr als ein Dutzend Jahre miteinander führten. Bei den Schriften über Edmund Husserl und Edith Stein war ursprünglich eine Veröffentlichung nicht vorgesehen. Im September 1938, fünf Monate nach Husserls Tod, hatte dessen Witwe, Malwine Husserl, den belgischen Franziskanerpater H. L. van Breda (Gründer des Husserl-Archivs in Leuven), der Informationen für seine Dissertation über Husserls Persönlichkeit sammelte, zu Schwester Adelgundis geschickt. Pater van Breda, schrieb Schwester Adelgundis, »zwang mich kategorisch meine Erinnerungen in Maschinenschrift niederzulegen.«¹ Sie wurden im Husserl-Archiv aufbewahrt.

»Edith Stein. Ein Lebensbild« war dagegen ursprünglich ein Vortrag, den Schwester Adelgundis auf Vorschlag einer katholischen Gemeinde in Schweden bei einer ökumenischen Veranstaltung halten sollte. Diesen Vortrag hat sie viele Male bei allerlei Gelegenheiten wiederholt, u. a. auch bei uns zuhause vor einer Gruppe von Studenten. Nachdem der Vortrag mit großem Interesse aufgenommen worden war, schlug ich einem Kreis von Universitätsprofessoren, dem ich angehörte und der sich in nächster Zukunft auf dem Landsitz eines Kollegen im bayerischen Gebirge treffen wollte, vor, Schwester Adelgundis um den gleichen Vortrag zu bitten. Auch hier war der Eindruck groß. Einer meiner Kollegen, der auch einer der Herausgeber dieser Zeitschrift war, bat die Vortragende, das Manuskript drucken zu dürfen, was noch im gleichen Jahr² geschah.

Daß es nur zwei veröffentlichte Texte von Schwester Adelgundis gibt, ist wohl eine Folge der Tatsache, daß – wie es ein Professor der Archäologie der Universität Freiburg, bei dem sie studiert hatte, einmal ausdrückte – ihr Charisma nicht im Schriftlichen, sondern im Mündlichen lag. Diese Feststellung steht nicht im Widerspruch mit der Tatsache, daß Schwester Adelgundis fast die gesamte ihr zur Verfügung stehende Zeit mit Schreiben verbrachte: Zum einen pflegte sie eine überaus zahlreiche Korrespondenz, zum anderen saß sie wochen- oder gar monatelang über dem Manuskript eines der Vorträge, die sie praktisch ein Leben lang für eine ihrer wichtigsten »apostolischen« Aufgaben hielt. Es war also in der Tat eine Form des Sprechens, um die es sich in beiden Fällen handelte. Sie selbst schrieb einmal: »Nie habe ich den Anspruch erhoben, Vorträge für den Universitätskatheder zu halten. Im Rahmen des Klosters ... habe ich versucht, mit den Schätzen, die mir Studium etc. geschenkt haben, Menschen Freude, Hilfe, Aufmunterung zu geben.«³

Auch wenn sie einmal sagt, daß ihr Vater, den sie sonst nie erwähnt, sie dazu erzogen hätte, Briefe stets pünktlich zu beantworten, so ist dies keine ausreichende Erklärung für die Tatsache, daß das nächtliche Briefeschreiben fast zu einer zwanghaften Angelegenheit wurde. Es gab kaum einen Brief an meine Frau oder mich, der nicht mit einer Entschuldigung begann, nicht schon früher einen unserer Briefe beantwortet zu haben, oder mit der Klage, daß eine Liste von nahezu hundert Namen

von Personen auf ihrem Schreibtisch lag, denen sie zu Weihnachten oder einem anderen Fest noch einen Brief schuldete. Mag sein, daß die relative Einsamkeit im Kloster zu dieser eigenartigen Gewohnheit beitrug. Wahrscheinlicher ist, daß es eine besondere Art dialogischer Begabung, aber auch psychischer Notwendigkeit war, die sie veranlaßte, an Gott und die Welt Briefe zu schreiben.

3. Lebenslauf von Schwester Adelgundis Jaegerschmid vor Beginn unserer Korrespondenz

Schwester Adelgundis wurde 1895 als Amelie Jaegerschmid in Berlin geboren. Einer ihrer Vorfahren ist, wohl während des Dreißigjährigen Krieges, aus Schweden nach Deutschland gekommen. Ihr Vater war Oberst, einer ihrer Großväter oder Onkel General. Ihre Jugend verbrachte sie in Breslau, Neu-Ruppin und Mannheim. Von 1914 bis 1916 – und später in den Semesterferien – arbeitete sie als Hilfschwester beim Roten Kreuz in einem Freiburger Lazarett.

Von 1916 bis 1921 belegte sie Vorlesungen in mehreren Fächern an den Universitäten Freiburg i.Br. und München. 1920 promovierte sie mit einer Arbeit über »Der weibliche Heiligentypus der Merowingerzeit«, 1921 bestand sie das Staatsexamen in den Fächern Geschichte, Deutsch und Englisch. 1921 konvertierte sie vom Protestantismus zum Katholizismus, 1923 trat sie ins Kloster ein.

Die Motive für diese Entscheidungen lassen sich nicht mit Sicherheit feststellen. Nach ihrer eigenen Aussage war sie von der katholischen Liturgie fasziniert. Auch mag die Thematik ihrer Doktorarbeit eine Rolle gespielt haben. Den Eintritt ins Kloster hat sie gelegentlich als konsequente Fortsetzung ihrer Konversion bezeichnet. Mit hoher Wahrscheinlichkeit hat eine unglückliche Liebe eine entscheidende Rolle gespielt. Noch im Alter von 90 Jahren schrieb sie in einem Brief: »Übrigens freut es mich innig, daß er – Franz von Hösslin – eine jüdische Opersängerin mir vorzog ... An seinem 100. Geburtstag ... wurde ich mir dessen froh und dankbar bewußt!«⁴

Im folgenden möchte ich mich kurz mit ihren beiden Veröffentlichungen beschäftigen. Aus der über 200 Briefe umfassenden Korrespondenz zwischen Schwester Adelgundis und mir möchte ich dann einige Passagen auswählen, die mir für ihre Persönlichkeit, ihr Denken und Wirken, wichtig erscheinen. Die Korrespondenz selbst ist natürlich auch ein Zeugnis unserer Beziehung, die mit jener oben dargestellten Begegnung begann und sich ohne größere Schwankungen auf dem im ersten Augenblick erreichten Plateau weiterbewegte. Dabei handelte es sich weniger um einen wissenschaftlichen oder philosophischen Dialog über klar definierte Themen als um eine Dialektik zwischen zwei Menschen, die, wenn auch in mancher Hinsicht durchaus verschieden, der Anregung sowie der Akzeptanz durch den anderen bedurften. Dabei half, daß die beiden Korrespondierenden eine gewisse Erfahrung, ja Achtung vor der Tradition des anderen hatten. Schwester Adelgundis hatte seit ihrer frühen Jugend jüdische Freundinnen, während ich neun Jahre lang eine von Benediktinern geführte Schule besuchte. Es ist sogar möglich, daß jeder von uns in der Erfahrungswelt des anderen ein idealisiertes Pendant zum Eigenen sah, das wiederum bestärkend auf die eigene Tradition wirkte.

Die Bekanntschaft mit Edmund Husserl geht auf eine eigenartige Episode zurück. »Eines Tages« – Schwester Adelgundis war gerade Studentin im ersten Semester – »erhielt ich eine handgeschriebene Postkarte von ihm, ich möge ihn in seiner Wohnung aufsuchen, um einige philosophische Bücher in Empfang zu nehmen, die eine seiner Schülerinnen mir testamentarisch aus ihrem Nachlaß bestimmt hatte.«⁵

Leider habe ich keine Unterlagen über den Fortgang der Beziehung zwischen Husserl und Schwester Adelgundis für die Jahre 1916 bis '31. Die »Gespräche mit Edmund Husserl«, die ich maschinenschriftlich in Leuven erhalten hatte, beginnen ziemlich abrupt: »In den letzten Lebensjahren Edmund Husserls, als schon die ersten Anzeichen der nationalsozialistischen Tragödie sich zeigten, notierte ich tagebuchartig auf losen Blättern sofort nach jeder Begegnung unsere Gespräche in Freiburg sogar noch in der Straßenbahn während der Rückfahrt nach dem Kloster St. Lioba in Günterstal.«⁶ Das Hauptthema dieser Gespräche war die Beziehung von Wissenschaft (Philosophie) und Religion bzw. Kirche. Husserl meinte: »Kirche und Wissenschaft haben das gleiche Ziel: Gott.«⁷ »Das Leben des Menschen ist nichts anderes als ein Weg zu Gott. Ich versuche, dieses Ziel ohne theologische Beweise, Methoden und Standpunkte zu erreichen, nämlich zu Gott ohne Gott zu gelangen. Ich muß Gott gleichsam aus meinem wissenschaftlichen Dasein eliminieren, um den Menschen einen Weg zu Gott zu bahnen, die nicht wie Sie die Sicherheit des Glaubens durch die Kirche haben.«⁸ »Gerade meine Phänomenologie, und nur *sie*, (ist) die Philosophie ..., die die Kirche brauchen kann, weil sie mit dem Thomismus zusammenführt und die thomistische Philosophie weiterführt. Warum hält die Kirche starr am Thomismus fest? Wenn die Kirche lebendig ist, muß sie sich auch in der Phänomenologie weiterentwickeln.«⁹

In diesen und ähnlichen Diskussionen war Schwester Adelgundis nicht die philosophisch auf gleichem Niveau operierende Partnerin. Andererseits war ihre große natürliche Intelligenz, gepaart mit beachtlicher intuitiver Begabung fähig, das Wesentliche in den Anliegen des anderen aufzuspüren. Nun war sich Husserl selbst in wachsendem Maße bewußt, daß er Gott und den gesamten Bereich des Religiösen nur um der Wissenschaft willen ausgeschaltet hatte. Mit zunehmendem Alter und abnehmender Arbeitskraft erlaubte er seinem religiösen Sehnen zunehmend Platz und Bedeutung. Nicht lange vor seinem Tode sagte er zu Schwester Adelgundis: »Nun endlich nach Erfüllung meiner Pflichtaufgabe würde ich das Gefühl haben: Jetzt darf ich das tun, wodurch ich mich selbst kennen lerne. Niemand kann sich ja selber kennenlernen, ohne die Bibel zu kennen.«¹⁰ Daß sich eine Anzahl seiner Schüler »radikal religiös entschieden, und zwar sind die einen tiefgläubige evangelische Christen gewesen oder geworden, andere haben zur katholischen Kirche konvertiert«, erschien ihm »merkwürdig« und muß uns auch heute merkwürdig erscheinen. Was zog diese jungen Menschen an, bei Husserl zu studieren? Und warum war unter ihnen eine relativ große Anzahl aus sogenannten liberalen jüdischen Familien, in denen das religiöse Leben wenig bedeutete? Warum traten mehrere von ihnen, augenscheinlich unter dem Einfluß eines Lehrers, der das Religiöse zugunsten einer allumfassenden philosophischen Methode zurückzudrängen versuchte, zu einer der beiden christlichen Religionen über? War es gerade diese Zurückstellung des Religiösen zugunsten des philosophierenden Suchens nach Wahrheit, die dies bewirkte?

In Husserls letzten Lebensjahren war es wohl das Fürsorgliche in Schwester Adelgundis, das ihm ein gewisses Gefühl der Geborgenheit gab und ihm erlaubte, seinen Gefühlen, vor allem den bis dahin unterdrückten religiösen, freien Lauf zu lassen. Nachdem sie ihm zum 75. Geburtstag gratuliert hatte, stattete er ihr zusammen mit seiner Frau in St. Lioba einen Dankesbesuch ab. Bei dieser Gelegenheit frug er, ob es in St. Lioba auch eine Seelsorge gäbe. Als sie dies bejahte, sagte er: »Nun weiß ich doch ..., wohin ich gehen kann, wenn ich Sorgen und Kummer auf der Seele habe.«¹¹ Als Husserl im April 1936 auf ärztlichen Rat in Rapallo Ferien machte, lud er Schwester Adelgundis ein, mitzukommen. »Ich brauche eine Krankenpflegerin und eine Schülerin.«¹² Dazu kam, daß Husserl als Folge der nationalsozialistischen Rassegesetzgebung immer einsamer wurde. Zur Zeit seines 76. Geburtstages hatten sich »schon manche Freunde und Schüler von ihm zurückgezogen.«¹³ Als Schwester Adelgundis ihn besuchte, um ihm zum 78. Geburtstag zu gratulieren, »war er allein.«¹⁴ Im gleichen Jahr (1937) war Husserl von Frankreich eingeladen worden, den Vorsitz beim Descartes-Kongreß zu führen. Kultusminister Rust verweigerte ihm jedoch die Ausreiseerlaubnis. Er sei nicht fähig, die deutsche Philosophie im Ausland zu vertreten. »Sehen Sie, Schwester Adelgundis«, war seine Reaktion, »nicht einmal meine Asche wird würdig sein in deutscher Erde zu ruhen.«¹⁵

Am Tage seines 50. Hochzeitsjubiläums glitt er im Badezimmer aus, was zu einer Rippenfellentzündung und nach achtmonatigem Leiden zu seinem Tod führte. Schwester Adelgundis übernahm in dieser Zeit gelegentlich Pflegedienste, während deren es immer wieder von seiten des Kranken zu Aussagen über religiöse Probleme kam. Zu Schwester Adelgundis sagte er einmal, gleichsam zusammenfassend: »Ihre Aufgabe, mein liebes Kind, sehe ich vor allem darin, ... junge Menschenseelen in Liebe für die Liebe zu gewinnen und sie zu bewahren vor den größten Gefahren der Kirche: vor steriler Eitelkeit und starrem Formalismus.«¹⁶

Kurz nach Husserls Tod im April 1938 unternahm Schwester Adelgundis – ich weiß nicht auf wessen Veranlassung – die gefährliche Aufgabe, seinen Nachlaß ins Ausland zu bringen. Ihr Plan war es, die 40 000 stenographierten Seiten in der benachbarten Schweiz bei dem Psychiater und Husserl-Schüler, Ludwig Binswanger, unterzustellen. Es gelang ihr, den 60 kg schweren Koffer mit den Papieren nach Konstanz zu bringen, von wo sie probeweise – ohne den Koffer – einen Ausflug in das jenseits der Grenze gelegene Kreuzlingen unternahm. Dort begab sie sich zur Binswangerschen Wohnung, wo sie läutete. Frau Binswanger öffnete und Schwester Adelgundis erklärte ihr Anliegen, worauf jene erwiderte: »Lassen Sie uns in Ruhe! Auch wir sind für Hitler.« Nach dieser Episode soll Husserls Nachlaß durch den belgischen Botschafter in Berlin in die USA gebracht und nach dem Krieg nach Leuven zurückgeschickt worden sein.

In ihrem ersten Semester lernte Schwester Adelgundis nicht nur Edmund Husserl kennen, sondern auch dessen frischernannte Assistentin, Edith Stein. Sie sah sie zuerst in Husserls Vorlesung schräg vor ihr sitzend – »eine kleine, unscheinbare, damals wenig attraktive Gestalt.«¹⁷ Kurz danach saß Schwester Adelgundis in einem Proseminar, das Edith Stein als »Einführung in die Philosophie« unter der liebevollen Bezeichnung »Philosophischer Kindergarten« abhielt. Danach hatten sich die beiden Frauen etwa 12 Jahre lang nicht mehr gesehen. Edith Stein war 1922 zum

katholischen Glauben übergetreten. Da sie pädagogisch überaus begabt war, hatte es ihr geistiger Vater, Erzabt Raphael Walzer von Beuron, der auch eine Rolle bei der Konversion von Schwester Adelgundis spielte, nicht erlaubt, daß sie ihren Wunsch, in ein Kloster einzutreten, erfüllte: sie sollte in der Welt als Vortragende und Lehrende für die Kirche tätig sein. 1931 hatte dann Edith Stein, die jetzt neben ihren Vortragsreisen an ihrer Habilitation arbeitete, das Gästehaus von St. Lioba zu ihrem Stammsitz gemacht. Dies bedeutete u. a., daß Schwester Adelgundis sie jeden Tag sah. Mit der Machtübernahme der Nazis mußte Edith Stein jedoch ihre Vortragstätigkeit einstellen und bekam endlich die Erlaubnis, ins Kloster (in den Karmel zu Köln) einzutreten.

Als 1942 die katholischen Bischöfe Hollands gegen die nationalsozialistischen Rassengesetze protestierten, wurden alle im Lande befindlichen Katholiken jüdischer Abstammung – dazu gehörte auch Edith Stein, die aus dem Kölner Karmel in den holländischen Karmel in Echt geflohen war – deportiert und in Auschwitz ermordet. Schwester Adelgundis hat 24 von Edith Stein an sie gerichtete Briefe aufbewahrt. »Durch allzu menschliche Angst vor nationalsozialistischer Verfolgung« schreibt sie in diesem Zusammenhang »oder aus einfacher Gleichgültigkeit wurden die meisten Briefe Edith Steins vernichtet ... Der Karmel in Köln, ihr eigenes Kloster, hat keinen einzigen Brief mehr. Und ich selbst muß sagen, daß es eigentlich ein Akt des Ungehorsams war, daß diese vierundzwanzig Briefe noch vorhanden sind ... Wir bekamen im Kloster St. Lioba die Auflage, alles Material von Juden zu vernichten.«¹⁸ Schwester Adelgundis hatte die Briefe jedoch so gut versteckt, »daß erst einige Jahre nach dem Krieg eine Mitschwester sie in einer zugengelagerten Kiste fand.«¹⁹

Während des Zweiten Weltkrieges war Schwester Adelgundis als Seelsorgerin zuerst im Frauenzuchthaus Bruchsal, dann unter der Leitung des Oratorianers Kahlefeld in Leipzig unter Studentinnen tätig. Nach dem Krieg trat sie für Versöhnung sowie für ökumenische Projekte ein. Sie half der Familie Martin Heideggers, der wegen seiner Tätigkeiten im »Dritten Reich« an den Rand der Gesellschaft gestellt worden war, mit allerlei Gaben. Gleichzeitig versuchte sie, die Witwe Husserls, die äußerst erbost über den Schüler und Nachfolger ihres Mannes war, der 1938 nicht an dessen Begräbnis teilgenommen hatte, ja der, wie sie in einem Brief schrieb, »seinen Lehrer und seine Kirche verraten hatte«²⁰, mit Heidegger zu versöhnen. Schon früher hatte sie dem eher lebensuntüchtigen katholischen Schriftsteller, Reinhold Schneider, geholfen. Der einstigen Sekretärin de Gaulles, Elisabeth de Miribel, assistierte sie in der Herstellung des ersten in Frankreich erschienenen Buches über Edith Stein. Für den Hegner Verlag lektorierte sie Theodor Haeckers *Tag- und Nachtbücher*, für Herder arbeitete sie an der Herstellung eines Ikonen-Dia-Archivs.

Ihre Sommerferien verbrachte sie regelmäßig in Schweden, wo sie sich vor allem für die evangelischen und ökumenischen, außer den katholischen Benediktiner- und Benediktinerinnen-Klöster interessierte. Aus ihrer »Armenkasse«, zu der Freunde (wie die Familie Horten) beitrugen, nahm sie, wenn sie Vorträge in Ost-Berlin zu halten hatte, einige hundert Mark, die sie unter ihrer Haube versteckte, um sie »drüben« bedürftigen Menschen zu geben. Wo sie auch war, gab es immer Personen, die ihren Rat in persönlichen und religiösen Angelegenheiten suchten.

Dazu gehörten, außer einem Neffen Edith Steins, eine Anzahl Jugendlicher, die sie »meine geistlichen Töchter« nannte, und mit denen sie vor allem theologische Fragen diskutierte. Daneben fungierte sie als Organistin des Klosters. Etwa zehn Jahre lang sang sie mit großer Freude im russischen Chor – bis es ihr der Freiburger Erzbischof verbot.

Schwester Adelgundis starb, über hundert Jahre alt, im Mai (?) 1996. Bei der Totenmesse, an der neben dem Konvent etwa zwanzig Freunde teilnahmen, gedachte die Priorin der Verstorbenen als einer außergewöhnlichen Persönlichkeit.

II. KORRESPONDENZ

1. *Persönliche Beziehung*

Als ich Schwester Adelgundis kennenlernte, hatte sie noch drei Schwestern, die jedoch alt und kränklich waren und in einem Altenheim lebten. Schwester Adelgundis besuchte sie gelegentlich, aber ein aktives Familienleben war nicht mehr möglich. Dies war vielleicht einer der Gründe, warum sie uns als ihre Familie betrachtete. Dazu kam, daß sie fast immer bei uns wohnte, wenn sie nach München kam, um auf Einladung von Abt Odilo Lechner im Gemeindesaal des Klosters St. Bonifaz einen Vortrag zu halten.

Nach ihrem ersten Besuch bei uns schrieb sie in der ihr eigenen etwas schwärmerischen Art und Weise: »In Ihrer Häuslichkeit habe ich mich so wohl gefühlt, ich war zu Hause als ob wir uns seit eh und je kennen würden ... Ja, nach dem Spaziergang im Englischen Garten sind Sie mir so etwas wie ein zweiter »Meister« geworden. Diesen Titel habe ich nie mehr angewandt oder empfunden nach Husserl ... Jedenfalls stehe ich seit der Begegnung mit Ihnen wie unter einem weiten, weiten Bogen, der mein Leben, Wollen, Streben, Beten umgreift. Ich kann nicht sagen, wie Rilke angesichts einer antiken Statue, daß ich mein Leben ändern müßte oder doch mein Denken, das manchmal in der umgebenden Enge stecken bleibt, anstatt sich darüber hinaus zu schwingen in den blauen Sonnenhimmel wie eine singende Lerche. Wenn wir das immer tun würden und die Kraft dazu hätten, wären wir ein großes Stück – nicht der Vollkommenheit – aber der Gottesfreude und Gottesliebe entgegengeeilt. Wissen Sie, was man so landläufig unter Vollkommenheit versteht, ist mir nicht ganz sympathisch, es begegnet mir zu oft ... Aber die Leichtigkeit, mit der sich die Lerche selig singend in den Äther schwingt und mit der ich mich in die unaussprechliche Herrlichkeit der Gottesliebe und der Gottesfreude aus allen Niederungen hinaufschwingen und dabei andere mitnehmen möchte, ... davon haben Sie mir einen Hauch vermittelt, lieber Freund – und dafür danke ich, danke ich.«²¹

Nach einem anderen Besuch schrieb sie: »Nun aber zuerst doch meinen herzlichen Dank für eine Woche im Paradies. Jeder von Euch hat mit mir geteilt und mich teilnehmen lassen an den Reichtümern seiner Welt ... Eine solche Ehe müßte jeder Klosterinsasse einmal erfahren dürfen im Gegenüber – ich meine es toternst. Es gehen einem Lichter auf, und man wird sich der eigenen Gleichgültigkeit beschämend bewußt. Geschiedene Völker, die sich befeinden oder doch argwöhnisch beobachten, die einander rechthaberisch, raffgerig zu übervorteilen suchen, sind nur ver-

größerte Feind-Nachbarn, geschiedene Ehen, sich hassende, übervorteilende, eifersüchtige Partner, Kollegen etc. ... Nur echter Friede, wahre Güte, strömende Liebe, selbstloser Dienst lächelnd und selbstverständlich geübt im Raum von Familie und Haus kann die Räume von Welt und Politik, von Wirtschaft und Sozialverhalten erobern, durchwärmen, erhellen.«²²

Ein anderes mal hieß es: »Wenn ich bei Euch bin, bin ich eben ganz und gar ›zu Hause‹ ... Mensch ohne Zwänge, ganz einfach, ohne Maske (d. h. ohne Schleier!) Nichts bedrückt mehr, aber alles was mich bewegt, kommt an die Oberfläche, findet Verstehen und Anteilnahme.«²³

Und nach einem weiteren Besuch: »Ein stilles klares goldenes Abendlicht ist zurückgeblieben. Und dieses Glück einer Woche ist so tief von Dank erfüllt, daß ich Euch nur an mein Herz nehmen kann. Der eigentliche Dank gebührt Gott. Er möge Euch segnen in Seiner Liebe, und dieser Segen (ich kann nur bitten darum) möge tief Wurzeln fassen in Kati und Reka. [Unsere Enkelinnen, die normalerweise in Amerika leben, aber einmal im Jahr uns besuchen.] Auch diesen ›Kindern‹ gebührt Dank für ihr Dasein und Sosein.«²⁴

Wir schrieben unsererseits: »Die Menschen, die Du triffst, werden in Deiner Anwesenheit lebendiger, menschlicher. Welch ein schöner Beruf, die Menschen zu sich selbst – und aus sich heraus – zu führen!«²⁵

Oder: » Ich wünschte, ich würde an den Himmel glauben; dann könnten wir eines Tages dort – ohne Vorträge, ohne Magisterarbeiten, vielleicht sogar ohne Papstbesuch – so in die Ewigkeit hineinratschen. Vielleicht kommt's noch so weit!«²⁶

Mit zunehmendem Alter wurde es für sie immer wichtiger, daß wir sie während ihrer Aufenthalte in München bei uns unterbrachten. Dies hatte zum Teil mit ihrer fortgeschrittenen Arthritis zu tun, die ihr große Beschwerden bereitete, so daß nicht jede Unterkunft für sie geeignet war. Auch bei uns gab es natürlich Hindernisse, etwa die Treppen, die sie überwinden mußte, wenn sie sich abends von dem Wohnzimmer, das sich im ersten Stockwerk befand, hinunter in das im Parterre gelegene Schlafzimmer begeben wollte. Wir machten aus diesem Problem eine lustige Szene. Meine Frau ging schützend voraus, während ich wie ein Bergführer sie von hinten an ihrem Gürtel festhielt und sie so von einer Treppe zur nächsten langsam herunterließ. Mußte sie bei ein oder zwei Gelegenheiten, da wir ausländische Gäste hatten, doch auswärts, etwa im Hause »Venio« oder in St. Bonifaz die Nacht verbringen, so gab sie uns klar zu verstehen, welches physische, vor allem aber menschliche Opfer dies für sie bedeutete. Gelegentlich kam es sogar zu Äußerungen, die man als Ausdruck von Eifersucht kennzeichnen könnte. So schrieb sie einmal: »Hast Du nicht begriffen, wie mich ein Besuch in Eurer mir unendlich teuren Gemeinschaft beglückt, bereichert nach vielem Entbehren (was natürlich zum Erdenleben gehört und von dem Ihr ja mehr als ich zu spüren bekommen habt). Aber ich habe Euch als meine Freunde viel zu lieb, um nicht – schmerzlich-liebevoll – zu verstehen, wenn ich diesmal verzichten muß auf die Münchener Friedmann-Woche – aber hoffentlich nur diesmal!«²⁷

2. Menschlichkeit

Den ersten Eindruck, den wir von Schwester Adelgundis hatten und der uns nie verließ, hatte etwas mit ihrer Güte und Menschlichkeit zu tun. Es war nicht nur eine strahlende Offenheit all dem gegenüber, was ihr im Leben begegnete, sondern auch eine Art von Verstehen, die diejenigen, auf die es sich bezog, dazu brachte, sich gleichsam mit sich selbst zu versöhnen. Und doch bedeutete eine solche Selbstakzeptanz keinen Akt sentimentaler Friedfertigkeit. Im Gegenteil, sie wußte, daß der Mensch *per definitionem* ein Wesen voller Widersprüche und Widersprüchlichkeiten ist: der jüdischen oder christlichen Tradition folgend sowohl ein Geschöpf als auch ein Schöpfer, in arderen Worten, im Ebenbilde des Schöpfers geschaffen.

»Letzten Endes« schreibt sie einmal, »ist zu allen Zeiten das Eigentliche, Wesentliche der Mensch – die Menschlichkeit – die Menschheit. Darum ist der Heilige, Gottes Sohn (erst die Menschen haben ihn zum »König«, »Herrscher«, zum »Mächtigen« gemacht) ja Mensch geworden. Und beinahe meine ich, daß nur von dieser hohen »Menschlichkeit« von diesem vollkommenen, wahrhaftigen »Mensch-sein« aus, von dieser Mensch gewordenen Güte, Einfachheit, Opferbereitschaft die wesentlichen Probleme angepackt werden müßten. Nach meiner Einsicht und 88-jährigen Lebenserfahrung hat das im Grunde nichts mit Institution, Konfession, Kirche zu tun.«²⁸

Einige Zeit später meinte ich zum gleichen Thema: »... als (Gottseidank) lebendige Person brodelt es in Dir, und wenn Du noch so sehr versuchst, diesen brodelnden Kessel mit dem Deckel der Güte und Hilfsbereitschaft still zu halten, es gelingt Dir nicht. Je mehr Mensch, umso mehr Konflikte. Das ist der Urgrund alles Schöpferischen in uns (manchmal als Ausdruck der göttlichen Schöpferkraft, manchmal als Rebellion gegen diese). Wir haben es immer an dem Unterschied Deines Stils bemerkt. Deine Vorträge sind stilistisch brav, Deine Briefe spontan, dichterisch, voll ungestümer Kraft. Und Du bist stolz (vielleicht ist es Deine protestantische Abkunft, die man doch gelegentlich sehr stark merkt). Ich habe nichts dagegen: Du darfst stolz sein auf all die Dinge, die Du durchgestanden hast. Dein Stolz stört mich nur, wenn Du ihn, wie gesagt, durch Demut zu verbergen suchst.«²⁹

Ihre Antwort: »Es ist wunderbar, Dir schreiben zu dürfen, weil ich von Dir verstanden werde. Sicher gibt es da so manches Katholische, das Du nicht kennst, ja kaum ahnst, obwohl Du in den großen Dingen recht zuhause bist – ja erstaunlich gut, auf alle Fälle viel besser als alle meine protestantischen Freunde ...«³⁰

3. Verhältnis zur Natur

Schwester Adelgundis liebte nicht nur Menschen, sie hielt auch Zwiesprache mit der Natur, die sie immer wieder begeisterte. Dies geschah in Freiburg, wo sie von ihrer Zelle im Haus der Alten und Kranken – eine Bezeichnung, die sie mit Entrüstung ablehnte – den Kreislauf der Natur verfolgen konnte, oder wenn sie kurze, stramme Spaziergänge auf dem Kiesweg neben dem Hauptgebäude des Klosters unternahm oder sich gelegentlich auf einer Bank auf dem nahegelegenen Klosterfriedhof ausruhte. Besonders schön fand sie die Stille, die sie in Schweden erlebte,

wo sie ihre Ferien verbrachte, um nach den Benediktiner- und Benediktinerinnenklöstern zu schauen, die die Ökumene versuchten.

So schreibt sie: »Ich spreche jeden Tag mit meinem Wald, wenn ich im Liegestuhl bin nach Gottesdienst und Frühstück ... Ich habe Tag für Tag sein Erwachen erlebt bis ins Innerste, wie die schwarzen Äste sich mit winzigen Knospen umgaben – Rätsel, Wunder des Schöpfergottes, wie Blättchen zu Blättern wurden. In diesen Tagen wurde auch die einzige Eiche in den Buchen etc. goldgrün und endlich saftig grün wie die ganzen anderen Wipfel. Ein eigenes Leben – ein Geschöpf dieser geliebte Wald. Auch den Kuckuck hörte ich ein paar Mal. Und seit ich das neue Hörgerät regelmäßig trage, höre ich die nicht weniger freundschaftlichen Amseln, Finken etc.«³¹

Ein andermal erzählt sie: »Ich habe wohl geschrieben, daß ich jeden Morgen um sechs Uhr vor dem Gottesdienst die frische Morgenluft im Garten atme und rieche und dazu meiner Amsel zuhöre, wie sie in der noch nächtlichen Stille flötet und schmettert. Meist bin ich allein, denn die Schwestern warten lieber drinnen im warmen Mief auf den Glockenruf. Gegenüber vom Liegestuhl nistet ein anderes Vogel-paar in einem schon etwas belaubten grünen Strauchgebüsch und da singt es in den Zeiten, wo ich lesend mich dort befinde. Und die dritte Freude meines bescheidenen ortsgebundenen Lebens: auf dem oberen Bord eines neuen etwas klobigen Bücherregals ... steht ein Riesen-Weihnachtskaktus, der zu Ostern aus lauter Frühlingsfreude ... rote Blüten trieb.«³²

Aus Schweden schickt sie ein Bild vom »Vättern, einem See, der größer ist als der Bodensee und den Begriff eines Meeres aufkommen läßt. Er ist ständig in Bewegung, voller Herz und Licht bis in die Nacht, die in dieser Jahreszeit nie ganz finster wird und von dem Mysterium eines seelisch und körperlich ... fühlbaren Schweigens erfüllt ist. Die Natur ist in eine Sanftheit, einen Frieden getaucht, durchleuchtet, die einen Gott, Ewigkeit, Glück erleben läßt – vielleicht kommt daher die Schweigsamkeit der Menschen im Norden. Und wie übertoll von Freude ist das Land in den wenigen Sommermonaten. Im Klostergarten der hl. Birgitta ... blühen Rosen, Lilien und sogar blauer Lavendel voller Duft verschwenderisch in allen Farben ... Daß die Erdbeeren süßer sind als bei uns, ist der länger scheinenden Sonne zuzuschreiben ... Sogar Adelgundis konnte einmal der Versuchung nicht widerstehen und hat sie am Seeufer im immerwährenden herrlichen Wind verspeist. Ja, diese strömende Luft, dieser selten sanfte, aber hellwach wehende Wind, mein guter Freund der Ferien! Seit gestern weht er von Osten und der See ist wie dunkelglänzender Stahl, die letzten Tage strömten die Wellen in umgekehrter Richtung, blau wie in Italien. Rings um den See stehen Birken in Abständen, die nie die Sicht in die Weite verdecken – und dann viele Bänke. Je nach vorhandener Kraft lasse ich eine oder zwei aus, ehe ich mich niederlasse.«³³

4. Dia-Vorträge

Ihre zahlreichen Dia-Vorträge bezogen sich fast ausschließlich auf archäologische Funde und hier wiederum in erster Linie auf christliche Themen. (Das Werk Marc Chagalls, dessen Darstellung biblischer Motive ihrem wachsenden Interesse an jüdisch-christlichen Motiven entsprach, bildete eine Ausnahme.) Nachdem sie aus

Altersgründen nicht mehr an Exkursionen teilnehmen und selbst die Objekte fotografieren konnte, suchte sie sich Reproduktionen aus Fachbüchern heraus, von denen sie dann, meist durch Freunde an der Universität Freiburg, Dias herstellen ließ. Obgleich sie bis ins hohe Alter an Universitäts-Seminaren teilnahm – der zuständige Ordinarius holte sie persönlich mit dem Wagen ab und brachte sie nach der Veranstaltung wieder ins Kloster zurück –, waren ihre Vorträge, wie sie selbst bemerkte, nicht eigentlich Beiträge zur Wissenschaft, sondern vielmehr geistig-geistliche Interpretationen auf wissenschaftlicher Basis. In unaufdringlicher Weise führten sie mit dem Mittel des Kunstwerks zum Erlebnis einer für den Menschen zentralen, meist religiösen Frage. Gerade die einfache, keineswegs professionelle Art ihres Vortrags schaffte es, daß für den Zuhörer weniger der vorgetragene Text, als das Objekt des Vortrags im Mittelpunkt stand.

Ich nehme an, daß Schwester Adelgundis mit meiner Beurteilung ihrer Vorträge nicht immer einverstanden war. Während ich sie gelegentlich zu erbaulich fand, sah sie in ihnen das Resultat ernster wissenschaftlicher Arbeit. In Briefen kündigte sie nicht selten die Fertigstellung eines Textes wie ein epochales Ereignis an. »Der Vortrag über ... steht!« war der übliche Ausdruck. Dazu kam, daß sie mit großer Energie und nicht ohne Geschick, Einladungen zu Vorträgen einzufädeln verstand. Nachdem ich für sie den ersten Vortrag bei Abt Odilo Lechner in St. Bonifaz in München arrangiert hatte, drängte sie in jedem folgenden Jahr darauf, daß ich »den Odilo« dazu bewegen sollte, sie wiederum zu einem Vortrag einzuladen.

Einmal erklärte sie in einem Brief: »Ich fing damit [den Vorträgen] bald nach dem Krieg an – vielleicht als eine der ersten – menschlich-christliche Lebenswerte zu vermitteln, für sie einzutreten in Wort und Bild. Die wunderbare Welt christlicher Frühzeit, dann auch der Antike – die Reichtümer, die mir Studium, Lektüre und wissenschaftliche Exkursionen, auf denen ich die Monumente erlebte, sie in Natur und Geschichte sah – den Menschen zu vermitteln, sie teilnehmen zu lassen an der geistig-seelischen Kraft der lebendigen frühen Urkirche – und später auch der vorangegangenen Spätantike.

Es waren vielleicht neue Wege, aber ich glaube, die schreckliche Nachkriegszeit verlangte auch neue »Medien«, um an die Herzen der Menschen zu rühren, vergessene, verlorene Werte auf neue Weise wieder zu finden und selber neuen Mut, neue Freude in freudloser Zeit zu entdecken.

Bedenke, daß dieses schmale Forum mir »erlaubt« war von Kloster und Kirche (Ordinariat). »In mundo« wäre ich vielleicht eine temperamentvolle Oberstudienrätin geworden (»Professor« nannte man sie damals) mit vielen Jugendkontakten (die mir sogar die Arbeit im Kloster eingebracht hat), vielleicht aber nur eine langweilige korrekte »Lehr'sche«, seit 25 Jahren übrigens pensioniert – also hinter der »Front«.

Nicht nur »wahrscheinlich«, sondern »sicher« vermutest Du, daß man in meinem »fortgeschrittenen Alter« nicht mehr so attraktiv oder »hinreißend« wirkt, um an einem Rednerpult zu stehen – übrigens kann ich ja nur sitzen und meistens im Dunkeln (nicht im Scheinwerferlicht). Aber schau, es ist noch die Frage, ob Menschen (Freunde) mir nicht viel mehr geben als ich ihnen und ob die Vorträge nicht nur der bescheidene Dank sind für das, was sie mir an Werten des Geistes und Herzens, der Anregung und der Denkanstöße geben, die ich notwendig habe ...«³⁴

Es ist verständlich, daß Schwester Adelgundis gelegentlich das Wissenschaftliche in ihrer Arbeit überschätzte. In ihrer Jugend – in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts – gab es nicht allzu viele Frauen, die einen Dokortitel erwarben. Dazu kam, daß sie in ihrem Kloster eine der wenigen Schwestern war, die diesen Titel führten, eine Tatsache, die in der Ordensgemeinschaft eigentlich keine Rolle hätte spielen dürfen. Dies war für Schwester Adelgundis nicht immer leicht zu akzeptieren. Gewiß, ihre Vorträge waren auf der wissenschaftlichen Arbeit anderer aufgebaut: ihr eigenes Tun bezog sich jedoch lediglich darauf, den religiösen Inhalt antiker christlicher Werke (oder der Werke Chagalls) ihren Hörern klar zu machen. Mein eigener Eindruck war, daß der ungeheure Fleiß, mit dem sie ihre Vorträge vorbereitete, gelegentlich ihrer persönlichen Ausstrahlung im Wege stand.

Deshalb schrieb ich einmal: »Auch wenn Deine Vorträge noch so gut sind, es gibt andere Menschen, die so etwas auch können. Was niemand außer Dir kann, bist Du, Deine Ausstrahlung, Erfahrung, Glaubwürdigkeit.«³⁵

Was die Wissenschaftlichkeit ihrer Arbeiten betraf, so bemerkte ich einmal: »Ich unterschätze Deine wissenschaftliche Aufgabe keineswegs: es ist Deine Weise, die Liebe in die Welt zu tragen und Menschen zu sich, d. h. zu Gott zu führen. Viel schöner als predigen oder heilig-tun. Wenn die Welt Schöpfung ist, so ist es doch ziemlich gleich, welchen Aspekt dieser Schöpfung wir aufgreifen und zu uns – und gelegentlich durch uns zu anderen Menschen sprechen lassen, damit auch sie sich freuen ... Die Wissenschaft ist ja bei Dir nicht Selbstzweck oder gar Mittel zur Eitelkeit; sie ist Gelegenheit, Dich aus einer gewissen Enge zu befreien und mit Menschen in Kontakt zu kommen ...«³⁶

Gelegentlich gestand ich ihr einige meiner eigenen Erfahrungen auf dem Gebiet der Wissenschaft ein: »Daß ich von Wissenschaft und Wissenschaftlichkeit nicht so schrecklich viel halte, weißt Du ja. Einerseits gab es wohl keine Gruppe in der deutschen Bevölkerung, die sich leidenschaftlicher dem Nazismus hingab als die Herren Professoren. Also mit Charakter hat Wissenschaft anscheinend nichts zu tun. So habe ich einige bedeutende Menschen gekannt, die zwar von anderen Leuten als Wissenschaftler eingestuft wurden, die jedoch sich selbst nie als solche betrachtet haben. Ich erinnere mich an Karl Rahner, der sagte: ›Theologie ist keine Wissenschaft, sondern eine Kunst.‹ Auch kenne ich Physiker, die sich Philosophen nennen und die wissen, daß ihre Arbeit ebenso auf Hypothesen oder Glaubenssätzen aufgebaut ist, wie jedes andere menschliche Denken!«³⁷

III. JUDENTUM – CHRISTENTUM

Die Grundlage der Beziehung zwischen Schwester Adelgundis einerseits und uns (meiner Frau und mir) andererseits war eine auf spontaner Sympathie aufgebaute Freundschaft. Dabei spielte es sicher eine Rolle, daß Schwester Adelgundis eine katholische Nonne war und wir Juden. Allein Judentum und Christentum waren nicht in erster Linie Objekt mehr oder minder wissenschaftlicher oder philosophischer Diskussionen, sondern Teil unserer Persönlichkeiten.

Freilich gab es eine Vielzahl von Ebenen und Bereichen, innerhalb derer unsere Freundschaft zum Ausdruck kam. Dabei wurde die Anschauung des anderen meist

liebevoll geduldet – ohne jegliche Absicht, den Freund in Richtung der eigenen »Konfession« zu beeinflussen. So akzeptierte ich die Auffassung von Schwester Adelgundis, christlich getaufte Juden als Juden zu behandeln, oder ihre Gewohnheit, gelegentlich bei der Feier eines christlichen Festes auch uns in ihre Gedanken und Gebete miteinzubeziehen. Ein anderer Punkt war, daß wir gewisse Analogien in unseren doch recht verschiedenen Traditionen sahen, etwa in den Beziehungen zwischen gelebter Religiosität und den Institutionen, in denen diese für alle Zeiten festgehalten wurden. Aber es gab auch Situationen, in denen der eine eine Wandlung oder Erweiterung des eigenen Horizontes durch den anderen erfuhr. Ich denke an die »Entdeckung« des Alten Testaments durch Schwester Adelgundis nach ihrer Bekanntschaft mit Martin Bubers »Chassidischen Geschichten« oder den Bildern Chagalls und dem, was sie »jüdische Frömmigkeit« nannte. Allerdings gab es auch gelegentlich Mißverständnisse; Interpretationen eines den anderen betreffenden Problems allein aus der eigenen religiösen Erfahrung und Tradition heraus. Ich denke hier vor allem an die Seligsprechung Edith Steins sowie an eine Interpretation »Israels« durch Schwester Adelgundis, die den endzeitlichen Begriff nicht genügend von dem heutigen politischen Phänomen unterschied. Am wichtigsten vielleicht war die ungelöste und möglicherweise unlösbare Frage von Schuld und Sühne, die aus dem Verhalten der Kirche während des nationalsozialistischen Regimes entstand, aber auch den Juden als Überlebenden betrifft.

1. Juden-Christen

Schwester Adelgundis hatte in ihrer Jugend eine Anzahl von jüdischen Freundinnen, von denen einige wohl getauft waren. Sie meint, daß die meisten Juden, die sie kannte, keine »Konfession« darstellten. Nun sind Juden nie eine »Konfession« im christlichen Verständnis des Wortes. Man wird Christ durch den Akt der Taufe und gleichzeitig Mitglied einer Kirche, die sich durch ein Glaubensbekenntnis definiert. Jude ist man jedoch durch Abstammung von Abraham oder – im weiteren Sinne – dadurch, daß man sich in der Nachfolge der Verheißung Gottes an Abraham fühlt.

Von den getauften Juden, die Schwester Adelgundis in ihrer Jugend kannte, hatte wohl die Mehrzahl die Taufe aus Bequemlichkeit oder um der Karriere willen angestrebt. Später scheint es sich um einige Fälle echter *metanoia* gehandelt zu haben. Gelegentlich bemerkt Schwester Adelgundis in ihren Briefen, daß sie jemanden auf die Taufe vorbereitet habe. Ob sie damals der Ansicht war, daß das Christentum als die Vollendung des Judentums anzusehen sei – oder wie Kardinal Ratzinger einmal schreibt, als »il vero ebraismo« – kann ich nicht sagen. Zur Zeit unserer Freundschaft habe ich eine solche Haltung nie bemerkt. Im Gegenteil: sie war stolz auf ihre Mitschwestern, die als Juden geboren waren und – nach der Zeit des Nationalsozialismus – auf verschiedenste Weise ihre jüdische Abstammung betonten. Da war Schwester Placida, die einige Jahre in einem Konzentrationslager verbracht hatte oder Schwester Simone, die mit einem Stipendium des dänischen Staates ein Jahr in Jerusalem verbrachte, oder Schwester M. Veronika Grüters, die als Oberstudienrätin die in Theresienstadt entstandene Kinderoper orchestriert und mit Schülerin-

nen ihres Freiburger Gymnasiums in Israel aufgeführt hatte, sowie eine mir namentlich unbekannte Schwester, die das Kloster St. Lioba in Kopenhagen gegründet hatte.

2. Altes Testament

Die Lebensgeschichte von Schwester Adelgundis zeigt, daß es neben der traditionellen christlichen Anschauung vom »Neuen Bund« als einer Erfüllung dessen, was im »Alten Bund« angelegt oder vorhergesagt ist, auch eine durchaus christliche Frömmigkeit geben kann, die aus der Entdeckung des »Alten Testaments« ihre Kräfte bezieht. Diese Entdeckung machte Schwester Adelgundis mit Hilfe der Lektüre von Martin Bubers »Chassidischen Geschichten«. Der Chassidismus, der gelegentlich als eine Form von jüdischem Pietismus interpretiert wird, öffnete für Schwester Adelgundis eine Welt von Geschichten (»stories«), von denen jede ihre eigene religiöse »Moral« hatte. Mehr noch: diese in sich geschlossenen Geschichten wiesen auf das Alte Testament hin, das ebenfalls aus einer Vielzahl von Geschichten besteht, die in ihrer Gesamtheit als Heilsgeschichte (»history«) betrachtet werden können. Anders ausgedrückt: jede dieser unzähligen, im Irdischen lokalisierten Geschichten erhält ihre heilsgeschichtliche Bedeutung durch die einmalige Verheißung Gottes an seinen Knecht Abraham.

Schwester Adelgundis schreibt (ganz im Sinne des deutsch-jüdischen Denkers Franz Rosenzweig, den sie jedoch nicht gelesen hatte): »In meinen diversen jüdisch-christlichen Konflikten hat mir vor ein paar Tagen ein Wort vom hl. Ambrosius ein ganz helles beglückendes und befreiendes Licht, eine wunderbare Lösung gezeigt, die für mich kein Kompromiß ist, sondern eine wirkliche Erhellung und Befreiung: Der große Vatergott, der uns vereint, ist eben doch die Hauptsache. Christus ist für mich ›der Weg‹ zum Vater, an den ich meine vielen persönlichen Bitten und Zuneigungen, kurz: meine Liebe, richte. So sind wir drei uns völlig eins, ganz eins im letzten Glauben, Lieben, Beten, Preisen. Ein Bekenntnis nur für Euch: ich habe immer gebetet und bete auch heute wie seit meinen ersten bewußt gottliebenden Tagen zum Vatergott. Das Bräutigam-Braut Verhältnis mit Christus war mir immer fremd. Christus der Weg zum Vater ja ... durch Ihn ...«³⁸

Ein andermal schreibt sie: »Gestern war ein Festtag: der Pentateuch, aus dem Hebräischen übersetzt in der eigenwilligen, aber großartig konstruktiven Sprache Bubers und Rosenzweigs kam. Ich danke Dir ganz herzlich für dieses kostbare Geschenk unserer Freundschaft. Die Sprache der Übersetzung ist beinahe wie ein adäquater Kommentar – genau was ich gesucht habe ... Im Buberschen Text eröffnen sich einem neue ›an-schauliche‹ Perspektiven. Man muß sich dran gewöhnen an Neubildungen – aber man wird ›dynamisch‹ belohnt – und das sehe ich als ein ganz großes Plus im ausgefahrenen Geleise des Bibelwortes an für die armen Würmlein, die nicht den hebräischen Urtext zu lesen vermögen.«³⁹

Und wiederum: »In den letzten Monaten habe ich mich ausschließlich mit dem Judentum beschäftigt – nicht nur wegen der Chagall-Fenster in Mainz, sondern vor allem, weil eine lange Martin-Buber-Sendung, deren Manuskript ich mir vom SWF schicken ließ, mich nicht nur sehr tief ergriff – mehr: mir ging eine ganz neue Welt

auf. Nun bete ich seit 60 Jahren täglich doch die Psalmen (allerdings lateinisch, nicht hebräisch) – aber ehrlich gestanden: Das Alte Testament habe ich doch nie richtig begriffen.

Wenn ich auch »unseren heiligen Vater Abraham« besonders liebte, erst in diesen allerletzten Wochen ist mir aufgegangen – wie ein echter Stern – daß Isaaks Opfer, das Abraham in letzter Konsequenz im unerhörten Gehorsam gegen Jahwe vollziehen wollte – doch sehr mit Christi Opfer-Erlösungstod übereinstimmt. Ja, daß Juden keinen Christus brauchen und keinen Messias mehr erwarten außer zum letzten Gericht. Wir Christen haben uns das viel zu wenig klar gemacht, nie darüber nachgedacht, wie urhaft, wie selbständig die jüdische Religion ist. Viel stärker als die Protestanten baut sie auf dem reinen Wort Gottes – der Thora, den Propheten etc. auf. Ich las so wunderbare Geschichten von Rabbinern, von manchem Zaddik. Ja, ich kann gar nicht sagen, wie reich ich geworden bin, aber auch wie beschämt und wie demütig klein.«⁴⁰

Später fügt sie hinzu: »So viel ist mir geschenkt worden durch jüdische Frömmigkeit, durch den Chassidismus – ich bin inne geworden der beseligenden Kraft der Gebetsworte: »Gott, ich liebe dich, ich liebe dich!« Das ist ein endloses, immer parates Gebet und es genügt – auch in der Nächstenliebe, auch im Ertragen von Schicksalsschlägen.«⁴¹

Die jüdischen Gebete, die doch im Großen und Ganzen das endzeitliche Kommen des Messias ansprechen, und die Eucharistiefeyer, die das schon geschehene Eintauchen Gottes in die historische Welt zelebriert, sind für sie offenbar kein Widerspruch. So meint sie: »Ich habe mir im Laufe der letzten Jahre manche jüdischen »Gebetsbücher« zugelegt – ich habe sie in handgreifbarer Nähe liegen und kann sie wirklich beten in gewissen Situationen. Die Tora, ja sogar Gebete der Chassidim, entsprechen oft mehr meinem betenden Herzen als das N. T. Allerdings steht mir die reale Feier der eucharistischen Liturgie unerschütterlich über allem.«⁴²

»Ich hoffe, es wird mir nicht schaden, daß das N. T. mir etwas verblaßt ...«⁴³ Hat die Bekanntschaft mit dem Chassidismus Schwester Adelgundis das Alte Testament näher gebracht, so hat dieses ihr die Frömmigkeit moderner jüdischer Schriftsteller und Künstler eröffnet. Sie war besonders beeindruckt von Marc Chagall, über dessen Fenstermalereien sie gelegentlich Vorträge hielt, aber auch von Elie Wiesel.

Ich schrieb ihr einmal: »Ich schicke Dir einen guten Aufsatz zu Chagalls 95. Geburtstag aus der Süddeutschen Zeitung von heute. Das Jüdische – vielleicht paradigmatisch für alles Menschliche – besteht aus unauflösbaren Ambivalenzen: hier das Liebevoll-Träumerische und das Traurig-Trauernde (das Allerjüdischste am Jüdischen); im Jüdischen liegt die Ambivalenz im Alltagsmenschen, im Christlichen in der göttlichen Dramaturgie selbst. Chagall ist einer der Allerletzten, der diese beiden Formen von Trauer und Freude, von unauflöselichem Rätsel in einer Einheit sieht.«⁴⁴

Sie wiederum meinte: »Seit ich dem Jüdischen so nahe gerückt bin in der Literatur (wovon ich früher keine Ahnung hatte) ist mir die jüdische Frömmigkeit aufgegangen – tief beeindruckend: der gute Gottliebende Mensch ist auch der fromme, der heilige. Während die Kirche doch stark die »Übungen« betont. Diese frommen Übungen rücken mir immer ferner – man wird freier dadurch. Wird »wesentlicher« und fröhlicher. Ich sehe doch an meiner Umgebung, wie sich die Schwestern viel-

fach quälen ... Vielleicht sehen sie oft vor lauter Bäumen und Bäumchen den Wald nicht – d. h. Gott selber!«⁴⁵

Allerdings wenn sie von den Engeln Chagalls schwärmt, scheint sie keinen Unterschied zu sehen zwischen den Engeln, die nach dem Glauben mancher kirchlicher Kreise *realiter* existieren, und jenen aus folkloristisch-religiöser Phantasie erträumten eines aus dem Shtetl stammenden jüdischen Künstlers.

So schreibt sie: »Das christliche Erzengelfest (früher hieß es St. Michaelfest, denn Gabriel und Raphael hatten eigene Feste) gehört zu meinen liebsten Festen und nun – seit ich hineinwachse in das A. T., weiß ich, daß es im A. T. lange schon Engel – leibhaftige, den Menschen nahe – gab und gibt. Chagall hat mir das bestätigt (denn ich bin ja Bildern so nahe) oder besser: aufleuchten lassen.«⁴⁶

Über Wiesels jüdische Frömmigkeit schreibt sie: »Ich muß doch noch sagen, daß dank einer Mitschwester, die mich um Hilfe bat, ihr Elie Wiesels «Der 5. Sohn» zu erklären, ich zum 1. Mal diesen wunderbaren Dichter und Menschen ... kennenlernte. Ich lese jetzt richtig – tiefbeglückt diesen ›fünften Sohn‹. Es fällt mir schwer, im Augenblick nicht ganz mich diesem Buch widmen zu können. Sodann bekam ich zwei Bände Erzählungen von R. Sch. als Weihnachtsgabe geschenkt – aber Wiesel steht mir näher.«⁴⁷

3. Christliche Feste

Für Schwester Adelgundis war es selbstverständlich, bei der Feier christlicher Feste auch an uns zu denken und uns dies mitzuteilen. Sie hat dabei sicherlich an die Parallele zwischen wichtigen jüdischen und christlichen Festen gedacht. Noch bedeutender war vielleicht die einfache Tatsache, daß Menschen gerne ihre Freude an einem Fest mit Freunden teilen wollen.

Die folgenden Zitate bezeugen dies: »Pfingsten ist ja das jüdische ›Wochenfest‹, Erinnerung an das Sinai-Bündnis zwischen Jahwe und Moses. Kein Wunder, daß Ihr mir so nahe wart in den langen feierlichen Gottesdiensten, die ich von Samstag nachmittag an alle mitgemacht habe – selbstverständlich.«⁴⁸

»... wage ich Euch auch den christlichen Weihnachtsbrief zu schicken – wir kennen uns jetzt so viele Jahre in restlos verstehendem Vertrauen ...«⁴⁹

»... Mir wird es so beglückend, so leicht lesbar von der Menschwerdung des Gottessohnes her. Kannst Du mich verstehen – wahrscheinlich streng jüdisch gesehen – nicht! ... Schau, letztes Jahr noch habe ich mir bei allen Osterbriefen gesagt: Fritz und Elisabeth darfst Du nicht jetzt schreiben, das wäre taktlos. Aber heuer ist es mir selbstverständlich, der menschengewordene Gottessohn war Jude, aus dem Blut der jüdischen Maria-Mirjam.«⁵⁰

»Feiern wir unser Oster-Geheimnis innig und mit allen unseren Kräften, jeder auf seine Art und zutiefst geeint.«⁵¹

Aber auch Namenstage oder die alltägliche Routine ihres christlichen Lebens veranlassen sie, uns in ihr Leben und Fühlen einzubeziehen.

An meine Frau Elisabeth: »Du trägst den schönen Namen – zwar nicht den der thüringischen Landgräfin, aber den der Mutter Johannes, des Bußpredigers, des Vorläufers und Künders der Erlösung.«⁵²

»Gebet und Arbeit, das benediktinische *ora et labora* versetzt mich täglich an Eure Seite, läßt mich teilnehmen an Eurem Lebensrhythmus.«⁵³

4. Institutionen

Die Idee einer Institution ist es, einem Amt, einer Gemeinschaft, einer Interpretation usw. Legitimität und Dauer zu garantieren. Bei Institutionen, die von Menschen und für Menschen, also für deren Zwecke gegründet werden – etwa dem Staat oder einer Partei – ist es wenigstens theoretisch möglich, sie im Sinne der sich wandelnden Interessen der Mitglieder zu ändern. Im Fall der Kirche, die für den Gläubigen von Gott gegründet und begründet angesehen wird, ist dies nur durch den Vertreter oder die Vertreter Gottes der Fall, was zweifellos zu einer Anzahl von Problemen führt. Der Fall eines Ordens und dessen »Regel«, für die sich die Mitglieder für immer verpflichtet haben, liegt ähnlich. Natürlich sind diejenigen, die berufen sind, die Institutionen Kirche oder Orden zu vertreten, Menschen mit Eigenschaften, die den hohen Zielen der Institutionen nicht immer entsprechen. Dies führt notwendigerweise zu Konflikten, vor allem bei denen, die den Geist der Institution, zu der sie gehören, besonders intensiv und persönlich erleben. Daß in solchen Fällen neben der Liebe zum ursprünglichen Inhalt der Institution auch die Gefahr einer Selbstüberschätzung, ja Selbstgerechtigkeit lauert, läßt sich nicht leugnen.

Schwester Adelgundis erinnert sich: »1923 trat ich ins Kloster ein – abgesehen von der Liturgie, die mir bis heute sehr nahe steht, war es eine geistig dürftige Zeit und erst recht in der Kirche: Die strenge Briefzensur sowohl der abgehenden als der empfangenen Briefe machten jede offene Begegnung unmöglich. Ich erinnere mich ganz genau, daß ich in einem kirchenhistorischen größeren Aufsatz in Fortsetzungen ein Goethe- und ein Freiherr-von-Stein-Zitat eliminieren mußte, da diese nicht katholisch waren. Auch Vater Erzabt Walzers Protest nützte nichts! Seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil ist es in vielem besser geworden, aber noch viel Wesentliches wird totgeschwiegen oder verurteilt.

... Wenn die Institutionen oben im Macht- und Hierarchiebereich mehr aus Angst (weil vieles ihnen davonläuft) als aus Autoritätsgier oft keine heilsamen Wege gehen und suchen, so glaube ich doch, daß die Basis der Gläubigen mehr Affinität zu Heil und Rettung in Zukunft besitzt.«⁵⁴

Und später: »Bekannt sind die Verfehlungen der Kirche in den letzten 2000 Jahren überall, wo sie statt Dienst an den Menschen, Macht über die Menschen ausübt. Wo ihre Institutionen, Lehren und Gesetze zum Selbstzweck werden, wo ihre Sprecher persönliche Meinungen und Anliegen als göttliche Gebote und Anordnungen ausgeben, da wird der Auftrag der Kirche »verraten« – das Menschlich-irdische der Kirche fällt zeitweise (auch mir) stärker in den Blickpunkt als das Göttliche. Wir Irdische sehen meist nur sehr deutlich das Schuldhafte, das Versagen, das Unterlassen, denn das göttlich Geistige ist unsichtbar, verborgen, selten spürbar und nur den ganz Reinen, ganz Klaren, Eindeutigen, erkennbar ... Aber schau Dir nur das Wort »Kirche« an in ihrer Komplexität: 1. Besteht sie aus Menschen bis zur Spitze – 2. Wieviele Dimensionen, Religionen, Aspekte hat sie?? Neben den relativ weni-

gen, die was zu sagen haben, die Masse der Leidtragenden, die nichts zu sagen haben für vielleicht Jahrzehnte, Jahrhunderte ... Das sind nur ein paar willkürlich herausgegriffene »wunde Punkte«. Aber ihre Pluspunkte überwiegen vielleicht doch die Pluspunkte maßgebender Persönlichkeiten anderer religiöser oder politischer, weltlicher Gemeinschaften – meinst Du nicht?«⁵⁵

5. Edith Stein

Zwischen Schwester Adelgundis und mir gab es zweifellos Meinungsverschiedenheiten, die sich jedoch zu einem großen Teil im Laufe unserer Korrespondenz auflösten. Dies war im besonderen der Fall, was die Seligsprechung Edith Steins, die mehrfache Bedeutung des Wortes »Israel« und wohl auch den Begriff der »Schuld des Überlebenden« betraf. Allerdings hatte ich manchmal das Gefühl, daß Schwester Adelgundis vielleicht zu sehr gewohnt war, auf eine männliche Stimme (den für das Kloster zuständigen Priester) zu hören und dies auch nun unwillkürlich auf mich und meine Argumente übertrug.

Edith Steins Konversion war ein Gewissensakt, den nur sie zu verantworten hatte. Was mich jedoch betroffen machte, war ihre Seligsprechung. Sie hatte in ihrem Testament von 1939 geschrieben, sie weihe ihr Leben u. a. »der Sühne für den Unglauben der Juden«. Andererseits sprach sie immer wieder von ihrem Volk, worunter sie die Juden meinte. Dies konnte nur bedeuten, daß das Christentum für sie nicht nur einen höheren Wert einnahm als das Judentum, sondern auch daß die Nicht-Annahme der göttlichen Natur Christi von seiten der Juden eine Sünde war, die es zu sühnen galt. Dazu kam, daß ich nicht einzusehen vermochte, warum Edith Stein, die als Folge der nationalsozialistischen Rassengesetzgebung ermordet wurde, zu einem höherem Grade eine Märtyrerin war als etwa meine Eltern Märtyrer waren, die aus dem gleichen Grunde ihr Leben verloren, aber dem Judentum treu geblieben waren. Natürlich machte ich für die Entscheidung der *ecclesia militans* nicht meine katholischen Freunde verantwortlich, schon gar nicht Schwester Adelgundis, die in Edith Stein allein den Menschen und die Freundin sah.

Ich schrieb Schwester Adelgundis: »Ist die Kirche heute nicht in einer ähnlichen Situation wie es das Judentum war, als Edith Stein es verließ? Es gibt kaum einen jungen Menschen, der mir nicht erklärt, daß die Kirche nichts mehr für ihn bedeute oder daß sie als Institution die Person übersieht und nur für ihre Selbsterhaltung – hochmütig und ohne Demut – lebt und agiert. Und so kommt die Seligsprechung zu einer Zeit, wo die Kirche sich fragen sollte – aber nicht fragt –, wieso die Welt heute so ist wie sie ist und was sie, tuend oder unterlassend, dazu beigetragen hat – nicht nur zur technokratischen, gottfremden Welt, sondern zu jenem noch gravierenderen Phänomen, dem Nationalsozialismus selbst. Da wird eine getaufte Jüdin seliggesprochen. Warum hat sich der Papst nicht auf die Erde geworfen und als Diener Gottes für die Kirche um Vergebung gebeten? Warum hat er nicht Reue für den Hochmut der Kirche und ihr schreckliches Versagen gezeigt?«⁵⁶

Schwester Adelgundis antwortete: »... 2 mal habe ich um den 1. Mai herum über E. St. ausgesagt, daß ich sie entmythologisiere, daß ich sie als gewöhnlichen Menschen, der mir im Leben begegnet ist, einschätze. Durch ihre Ermordung ist sie so-

lidarisch Jüdin (als Christin) geblieben.« Sie fügte hinzu: »Ich danke Dir von Herzen für Deine offenen Briefe – ich lese Deine Briefe immer wieder.«⁵⁷

Wenige Monate später kam ich auf das Thema zurück: »Daß Du in Deiner Jugend nur Juden kanntest, die sich taufen ließen oder ihrem Judentum gegenüber indifferent waren, war eine Folge der Assimilation. Rosenzweig gibt diese nicht total auf. Er will nur eine Form finden, wie man in einer modernen Gesellschaft Jude sein kann. Er versuchte es in seinem Lehrhaus, im Wiederlernen des Hebräischen, aber ganz hat er die Frage natürlich auch nicht gelöst. Was sein Verhältnis zum Christentum angeht, so meint er, daß Judentum und Christentum sich ausschließen, aber ergänzen. Ich gehe da einen Schritt weiter und denke an eine Dialektik der Heilsgeschichten, in andefern Worten, daß Judentum und Christentum sich innerhalb der sie beide umfassenden göttlichen Vorsehung ergänzen und potenzieren müßten. Aber kaum jemand nimmt mir das ab. Eine solche Auffassung widerspricht natürlich der traditionellen Auffassung des Christentums, daß es seine Aufgabe ist, auch die Juden zu vereinnahmen. Ich weiß, daß Du Edith Stein nur als Mensch verehrt hast. Aber die Kirche hat sie seliggesprochen, obgleich sie von Sühne für den Unglauben der Juden gesprochen hat. Der Postulator ihrer causa hat sogar darauf angespielt, daß sie mehr meinte, nämlich, daß die Nazis die Juden umbrachten, weil diese Christus nicht als Gott anerkannt haben. Reicht es nicht, daß getaufte Christen Millionen von Juden umgebracht haben? Keiner von ihnen ist meines Wissens exkommuniziert worden. Natürlich kann man sagen, sie waren keine guten Christen, bei Juden, die der Geburt nach Juden sind, ist ein Jude immer ein Jude und jede Übeltat wird allen Juden angerechnet.

Du schreibst, daß in Deiner Jugend, die Juden, die Du kanntest, getauft waren oder ihr Judentum nicht praktizierten. In meiner Heimatstadt Augsburg war es nicht so. Ich kannte in meiner Jugend keine getauften Juden. In anderen Orten und Gesellschaftsschichten mag das anders gewesen sein. Warum Jude bleiben, wenn es religiös nichts mehr bedeutet oder wenn es der Karriere hinderlich ist. Hitler hat ja diesen zarten Unterschied nicht gemacht.«⁵⁸

6. Karl Rahner

Es war wohl kein Zufall, daß sowohl Schwester Adelgundis als auch ich Pater Rahner nahestanden. Kurz nach Beendigung des 2. Vatikanischen Konzils, an dem er als *Peritus* für Kardinal König teilgenommen hatte, hatte ich ihn, den Fakultätskollegen, aufgesucht. Das Konzil hatte die Stellung der katholischen Kirche gegenüber den Juden geklärt. Doch war in vielen Menschen eine Haltung zurückgeblieben, die in Jahrhunderten entstanden war und nicht allein durch ein theologisches Edikt aufgehoben werden konnte. Karl Rahner fand schnell einen Namen für diese Haltung: Befangenheit. In einem Essay in Form eines Briefes an Rahner versuchte ich, dieses Phänomen historisch zu erklären, um dadurch zu seiner Lösung beizutragen. Karl Rahner antwortete mir mit großem Verständnis. Dies war der Ursprung einer innigen Freundschaft, die keiner weiteren Diskussionen über das Thema Judentum-Christentum bedurfte. Wie später Schwester Adelgundis, die Karl Rahner nur aus seinen Werken und einigen Vorträgen kannte, bewunderte ich die einfache, fast

kindliche Art seines Wesens, die ganz im Gegensatz zur komplizierten Sprache und Gedankenführung seiner Werke stand. Daß er schon zu Lebzeiten und sogar im »Freundeskreis« als Außenseiter angesehen wurde, kann ich selbst bezeugen. »Du und Johannes der XXIII. habt die Kirche bolschewisiert!« schrie ihn einmal einer unserer Kollegen in meiner Anwesenheit an.

Am Tag, an dem Rahner starb, schrieb uns Schwester Adelgundis: »Meine Seele ist betrübt! Wahrscheinlich seid auch Ihr traurig: Karl Rahner, unser lieber Freund, mein geistlich-spiritueller Gewährsmann und Freund – er ist in die ewige Gottesliebe heimgekehrt, er der praktische Menschenfreund. ›Der menschliche Christ ist der beste Christ‹ – dieses Wort hat er auf jeden trübe praktizierenden Menschen angewendet. Mein kleiner Kalender verkündete am Morgen seines Todes ein Wort von ihm: Wenn wir wachsen wollen in der Liebe, müssen wir nicht nur achten auf ihre leisen Regungen, müssen wir ihr nicht nur ein reines Herz bereiten, wir müssen auch um sie beten. Gott ist es, Beginn, Wachstum und Vollendung der heiligen Liebe in uns nach seinem Wohlgefallen.

Das große Herz des gütigen bescheidenen kleinen Paters spricht bewegend für alle. Ein Mal vor ein paar Wochen hatte er im Fernsehen ein Gespräch mit einem jungen sympathischen Menschen. Karl Rahner saß an seinem Schreibtisch und beantwortete lieb und ergeben alle Fragen – und sein Gesicht war so lieb und ... müde. Ja, er hat wirklich für Gott gelebt – ununterbrochen bis zuletzt! Seine Worte und sein Leben mögen mich die letzten paar Jahrlein geleiten in Freude und Frieden, in Liebe und Mitmenschlichkeit!«⁵⁹

Ich wiederum schrieb: »Über den guten Rahner sind wir uns ja einig. Sein Heidegger-Deutsch oder Undeutsch verzeihen wir ihm ja gerne, weil er ein so lieber und im Grunde so einfacher Mensch und Christ war. Auch über die Tatsache, daß sich Judentum und Christentum ergänzen – auch wenn wir nicht immer verstehen, was Gott mit uns – Christen und Juden – im heutigen Alltag vor hat (im Eschaton ja, das wir eben irgendwie vorwegnehmen – auch jetzt, wenn wir miteinander sprechen). Auch über die Ökumene sind wir uns einig – über die Vielfalt in Einheit. Rosenzweig nennt es das ›lobpreisende wir‹. (Auch hier natürlich der Kontrast zwischen den theologisch-machtpolitisch verhandelnden Institutionen und der natürlichen Begegnung, Anregung und Ergänzung derer, die in Glauben und Tat ihre Tradition religiöser Erfahrung vertreten).«⁶⁰

Einige Monate später verglich Schwester Adelgundis ihre eigene Position (und wohl auch meine) mit der Karl Rahners.

»Wie wahr hast Du unseren (Euren, meinen) Karl Rahner charakterisiert: Freiheit und Frömmigkeit. Wer beide vereint – aus Gewissensgründen – wird unfehlbar zur *persona non grata*. Das erfahre ich – freilich nur als ganz winziges Würmchen – täglich in Freiburg, und das ist halt mein Kreuzweg, mein ›Wandern im finsternen Tak ... Keiner darf aus der Reihe tanzen, keiner darf überlegen sein oder Neues aussagen, das sie noch nicht kapieren!! Vielleicht war Karl Rahners Tod – jetzt, auf dem Gipfel der Anerkennung – für ihn eine große liebevolle Gnade Gottes. Ja, er war wirklich fromm und wenn ich seine Frömmigkeit einmal erreichte, wäre ich glücklich!!«⁶¹

Neben dieser Sympathie für sein Wesen, vor allem für seine einfache Frömmigkeit vergaß Schwester Adelgundis nicht, sich mit seinen Werken zu beschäftigen.

»Täglich (oder ehrlich fast täglich)« schrieb sie, »arbeite ich an Karl Rahners Theologischen Schriften (es gibt 9 Bde. Ich habe den 2. durch und freue mich richtig darauf und darüber ...).«⁶²

7. Der Nationalsozialismus

In den über 35 Jahren, die ich nunmehr in Deutschland lebe, habe ich nie jemanden gefragt, wie er oder sie sich während des sogenannten »Dritten Reichs« in dieser oder jener Situation verhalten hat. Vielleicht war es eine Art von Angst oder Scheu vor dem Urgrund dessen, was das letzthin Unmenschliche ausmacht. Andererseits haben Menschen, denen ich in Deutschland begegnete, immer wieder von sich aus diese oder jene Episode erzählt bis hin zur »Beichte«.

Auch gegenüber Schwester Adelgundis stellte ich keine Fragen. Ich hatte nie den Verdacht, daß ihre Güte und menschliche Art nicht absolut genuin waren und etwas Unreines oder gar Böses in sich verbergen könnten. Die Nazizeit kam erst in einem ihrer Briefe zur Sprache, als die ihr befreundete, als Jüdin geborene Schwester Simone auf ihre »Erinnerungen an Edmund Husserl« reagierte. Bei dieser Gelegenheit schrieb mir Schwester Adelgundis: »Nun kommt etwas, was mich sehr bedrückt: Sr. Simone hat sehr negativ auf die Übersendung der »Husserl-Erinnerungen« reagiert. Ein erschütterndes Dokument darüber, mit welcher Selbstverständlichkeit sogar Du – die Du doch den Mut hattest, zu Husserl zu gehen – die ganzen diskriminierenden Nazi-Maßnahmen (Entzug der Professur – Schülerverbot – Ausreiseverbot – Wohnungsrausschmiß) hingenommen hast, scheinbar ohne zu protestieren. Bitte, meine Liebe, ich klage Dich nicht an; ich konstatiere nur erschüttert, wie selbst die Besten – zu denen Du für mich gehörst – Unmenschlichkeiten im nächsten Umkreis hinnahmen – nicht erst 1938–39, als es zu spät war – sondern von den ersten Lumpereien an. Wenn ich so Deinen Bericht lese, gerade weil ich Dich kenne und so sehr lieb habe, dann muß ich mich fragen, ob wir es auch heute wieder wagen, großzügig über das, was um uns herum geschieht, hinwegzusehen, um uns an unseren Schöngestereien oder Abstracta zu ergötzen? ...

... Ganz gewiß ist mein Skriptum ganz ohne persönliche Emotionen geschrieben. Mir ging es um Husserl allein. Was wußten wir im Kloster in den 30er Jahren denn von den Realitäten? Uns wurde bedeutet, die Haltung des damaligen Erzbischofs uns zu eigen zu machen ... Ich persönlich als Widerspruchsgeist mit eigener Meinung wurde von einem Domkapitular wegen negativer Haltung zu nazistischen Ideen zurechtgestaucht. Einer Schwester stand keinesfalls eine negative Äußerung zu, die das ganze Kloster in Gefahr bringen würde ...«

Sie fügte ebenso naiv wie menschlich hinzu: »Ich weiß, daß Gott mir vergeben hat. Beweis seiner Sündenvergebung, unverdient, aus reiner Güte – ist für mich, daß Du und Elisabeth und auch Sr. Simone mir Eure Freundschaft geschenkt habt.«⁶³

Ich glaubte diesen Satz in folgender Weise interpretieren zu sollen: Abraham, der gewillt war, Gottes Befehl zu befolgen, seinen (Abrahams) einzigen Sohn zu opfern, hatte für sich und seine Nachfahren jene Verheißung erhalten, die sie auserwählte, mit Gott auf die endzeitliche Erfüllung der Schöpfung hinzuwirken. Auch wenn die Bibel dies nicht sagt, nehme ich an, daß es diese Auserwählung war, die es

Abraham erlaubte, sich an Gott zu wenden und zu fragen, wieviele »Gerechte« es in Sodom und Gomorrha geben müßte, damit Gott diese verruchten Städte nicht dem Erdboden gleichmachen würde. Wenn Schwester Adelgundis davon spricht, daß wir – Schwester Simone, meine Frau und ich – sie in Freundschaft angenommen haben, so scheint sie sich – bewußt oder unbewußt – auf die Geschichte Abrahams zu beziehen. (Einige Jahre später geschah es in der Tat, daß sich eine Karmelitin *expressis verbis* an mich wandte mit der Bitte, für sie und ihren Konvent wie einst Abraham bei Gott zu intervenieren.)

Daß Schwester Adelgundis sich an besonderen Tagen des Gedenkens mit uns solidarisch fühlte, geht aus folgenden Zeilen hervor: »8. November 1988 ... mit Euch vereint – obwohl nie so intensiv leidend wie Ihr über das Pogrom vor 50 Jahren ...«

Ich antwortete: »Dein rührender Brief kam vor wenigen Minuten an. Ja, er war der einzige Brief, den wir bekommen haben. Die berühmten ›Freunde‹ waren wohl zu beschäftigt. Nicht einmal als Zuhörer wurden wir zu einer der vielen Veranstaltungen eingeladen. Ein Trost – ein sehr, sehr schöner – war, daß wir zwei Tage Gäste der Akademie für Lehrerfortbildung in Dillingen waren – umgeben von guten, offenen Menschen. Ich sprach am Abend in der großen Aula über den Kern der Sache ohne jedoch Worte wie 9. November, Holocaust, Auschwitz zu gebrauchen. Danach gab es eine ganz wunderbare, ehrliche Diskussion.«⁶⁴

Zusammenfassend beschrieb ich die mir auch nach Auschwitz mögliche Beziehung von Judentum und Christentum: »Meine Ansicht, die in etwa der von Rosenzweig entspricht, ist, daß es nach Auschwitz endlich so etwas wie eine Dialektik der Heilsgeschichten geben könnte. Ich stehe der Selbstgerechtigkeit vieler Juden, nicht nur Zionisten, noch kritischer gegenüber als dem Missionseifer der *ecclesia triumphans*. Ich glaube, daß es nach Auschwitz und dem Niedergang der europäischen Kultur keine Möglichkeit für unser geistiges und vielleicht auch physisches Überleben gibt, als daß wir versuchen, uns gegenseitig in unserer eigenen Substanz zu stärken.«⁶⁵

8. Die Schuld der Überlebenden

Auch wenn die Logik nicht stimmt und viele meiner nicht-jüdischen Bekannten und Freunde den Vergleich ablehnten, so versuchte ich doch den Ausdruck »Schuld des Überlebenden« auf zwei ganz verschiedene Gruppen von Menschen anzuwenden. In anderen Worten: ich verglich die Schuld des nicht-jüdischen Deutschen, der das Überleben als größeres Gut dem Widerstand gegen das Regime (und Risiken bis hin zur Hinrichtung) vorzog, mit dem Gefühl dessen, der ohne irgendein erkenntliches Verdienst die Nazizeit überlebt hat. Auf einer Seite also die Unterlassung gewisser Taten gegen jene überwältigende Maschinerie des Bösen, auf der anderen Seite ein unerklärbares Überleben ohne eigenes Zutun, während dies Millionen von Menschen (einschließlich der nächsten Angehörigen), die weder besser noch schlechter waren als ich, nicht vergönnt war.

Ich schrieb: »Was die ganze Problematik des Überlebenden angeht, so meine ich natürlich nicht nur das physische Überleben und die damit verbundene Schuld, sondern natürlich auch, daß der Überlebende Zeuge ist und zwar nicht nur im Sin-

ne des Boten in der griechischen Tragödie, der ein Geschehnis meldet (und gelegentlich dafür büßen muß). Er ist vielmehr eingedenk derer, die nicht überlebt haben und denen seine (mit Schuld behaftete) Liebe gilt, aber auch eingedenk dessen, was die Katastrophe hervorgerufen hat, also seiner Schuld auch in diesem Sinn. Vor allem aber ist er Zeuge dessen, was verheißend wurde, was durch die menschlichen Untaten, den Abfall des Menschen von seiner eigentlichen Aufgabe, in Vergessenheit geraten ist oder verraten wurde. Er selbst ist in mehrfacher Hinsicht schuldig und doch genießt er die Gnade, die Last der Wahrheit, der Verheißung tragen zu dürfen. Dazu kommt, daß er im gewöhnlichen Sinne des Wortes keineswegs repräsentativ ist: Er repräsentiert niemanden, d. h. er trägt eine unteilbare, fast absolute Verantwortung. Und dies ist es wohl, was seine Einsamkeit, aber auch seine prophetische Funktion ausmacht: Er, der Einzelne unter den Vielen. Freilich gibt es eine Gemeinschaft dieser Einzelnen, jenseits aller konfessionellen, nationalen, ideologischen Grenzen; vielleicht ist dies sogar das Saatkorn für das, was wir oft so leichthin die Ökumene nennen.«⁶⁶

Schwester Adelgundis meinte dazu: »Ich kenne die Scham des Überlebens ähnlich. Ja, nach dem Krieg, nach dem Aufhören des Nazi-Druckes, unter dem ich – in ständiger Angst vor der Gestapo – allein in Leipzig ohne die Geborgenheit des Klosters litt, als man dann wieder frei trachten und denken durfte, auch Dinge erfuhr, deren Grauenhaftigkeit man zuerst nicht glauben konnte – da schämte ich mich buchstäblich meines Überlebens und klagte mich im Bußsakrament an der Sünde und Schuld, daß ich noch lebte. Das später so glücklich empfundene Gefühl der Freiheit und Offenheit, des Friedens und des Endes der Bedrohungen kam erst nach und nach. Es ist Gnade und Geschenk Gottes, daß ich trotz allem Versagen (das Überleben als Beweis) wieder zu Lebensfreude kam und Wege fand, am neuen Aufbau mitzuarbeiten in der mir übertragenen Weise.«⁶⁷

Und Jahre später schrieb sie: »Aber da ich wieder (nach langer Krankheit) am Schreibtisch sitze, hoffe ich, daß der heilige Geist mich inspiriert, daß ich Euch noch ein bißchen von dem zu sagen vermag, was mein übervolles, tieftrauriges Herz sagen möchte, und meine innige Liebe und Freundschaft zu Euch, Euch ans Herz zu legen.

Für mich bist Du, Fritz, der Stellvertreter des Gottes Israels. Und mein Gewissen verlangt daß ich meine Schuld der Blödheit, Angst und Feigheit anspreche vor Dir. Nach dem Krieg habe ich vor dem katholischen Priester gebeichtet meine Sündenschuld, daß ich ohne KZ heil durch den Krieg und die Nazizeit gekommen bin, daß ich nicht so tapfer gesprochen, um vor der Gaskammer verschont zu werden.

Im letzten Kriegsjahr 1944 kam der Oratorianer P. Gunkel nur wegen mir nach Freiburg von Leipzig gefahren. Er wollte und mußte mir mitteilen, daß die Gestapo jeden Morgen käme, um meinen Aufenthaltsort zu erfahren. Ich durfte nicht mehr nach Leipzig kommen ... Gott hat mir dadurch zu verstehen gegeben, daß er mich noch brauche für allerhand Menschen – junge und ältere – in Briefen und mündlichen Gesprächen.«⁶⁸

9. Israel

Eines der Mißverständnisse zwischen Schwester Adelgundis und mir hatte mit der Bedeutung des Wortes Israel zu tun. Gewiß sind einem gläubigen Christen das Land des Alten und Neuen Testaments und vor allem Jerusalem oder der Sinai heilig. Dies mag einen Teil des heutigen Tourismus zu den »heiligen« Orten erklären. Für andere mag es (fast perverse) Neugier sein, die sie antreibt, den neuen Staat Israel, seine Vitalität zu sehen und daran, womöglich, teilzunehmen, nachdem manche ihrer Väter geglaubt hatten, die Juden ein für allemal ausgerottet zu haben.

Für Schwester Adelgundis, die tiefgläubige Christin (und Archäologin) enthielt das heutige Israel Orte, an denen sich die Dinge ereigneten, die die Grundlage ihrer religiösen und ganz allgemein menschlichen Existenz bildeten. Darüber waren wir uns einig. Auch für mich waren es heilige Orte, an denen Gottes Verheißung an Abraham, die Übergabe der zehn Gebote an Moses stattfand und die Psalmen sowie die Worte der Propheten entstanden. Was ich nicht sehen – ja, nicht ertragen – konnte, war die Verwechslung jenes Heiligen Landes mit dem heutigen Staat Israel.

So schrieb ich an Schwester Adelgundis: »Worüber wir uns ganz bestimmt nicht streiten sollten ist das heutige Israel. Vielleicht bin ich, was dieses Problem betrifft, empfindlicher, weil ich die zionistische Selbstgerechtigkeit als unerträglich empfinde und sie leider des öfteren persönlich erfahren mußte. Jerusalem, Israel, sie stehen am Ende der Tage. Das heutige Israel ist eine Folge zeitgeschichtlicher Ereignisse: die von sogenannten Christen durchgeführten Pogrome, die von den Nazis vollbrachten Mordkampagnen haben dazu geführt, daß eine Anzahl von Juden in einem eigenen Staat ihre Sicherheit suchte. Dies ist absolut natürlich. Als ein Refugium erkenne ich Israel vollständig an. Ich erkenne es auch an im Sinne, in dem Buber in Palästina einen Zwei-Völker-Staat errichten wollte, um dadurch ein Zentrum für eine jüdische kulturelle Renaissance zu schaffen, aber ich weigere mich, diesen heutigen Staat Israel, auch wenn er von Engeln regiert würde, als das anzusehen, was die Verheißung des endzeitlichen Jerusalems bedeutet. Wenn Zionisten heute ihren Staat mit biblischen Zitaten verteidigen, so ist dies für mich reine Blasphemie. Wie Du weißt, wollen etwa 85 % der heutigen Israelis nichts von Religion wissen und viele der anderen sind extrem orthodoxe Menschen, die einem Leben frönen, das meiner Ansicht nach eher eine geistige Verkrustung als eine Öffnung auf die Ökumene hin darstellt.

Die eigentliche Trennung heute ist nicht zwischen Christen und Juden, sondern zwischen freien, religiösen Menschen einerseits und hemmenden Ideologien unterworfenen Menschen (Juden oder Christen) andererseits. Ich nehme an, das spürst Du täglich und ich kann Dir versichern, daß auch ich das täglich spüre.«⁶⁹

Schwester Adelgundis antwortete entrüstet: »Ich habe viele ›heilige Orte‹ betreten – pagane und christliche –, aber für mich ist eben wirklich Jerusalem und das ganze hl. Land der heiligste aller Orte, heiliger als Rom!!!«⁷⁰

Darauf wiederholte ich mein Argument: »Ich wünschte, ich könnte ein für allemal das einzige Mißverständnis, das zwischen uns besteht, beseitigen, nämlich klarmachen, daß das Wort Israel eine doppelte Bedeutung hat. Zum ersten bedeutet es jenes ›Volk‹ – ich setze das Wort in Gänsefüßchen, da es schwierig ist, was im religiösen Zusammenhang Volk bedeutet –, das von Gott die Aufgabe zugewiesen be-

kommen hat, am Kommen des Gottesreiches auf Erden mitzuarbeiten. Das heißt für mich, jede Arbeit nicht nur als ethische Pflicht anzusehen, sondern sie als geheiligt zu betrachten, weil sie innerhalb der göttlichen Vorsehung geschieht. Ich glaube, soweit sind wir uns einig.

Leider hat Israel auch eine zweite Bedeutung, nämlich ein weltlicher Staat unter anderen Staaten zu sein. Die Idee dieses Staates ist relativ neu und hat einerseits mit dem modernen Antisemitismus zu tun, andererseits mit der modernen Staatsidee überhaupt (bis hin zum Aberglauben, daß es so etwas gibt wie staatliche Sicherheit, was, wie wir wissen, zu Überrüstung führt und früher oder später die Menschheit auslöschen wird). Herzl, der bekannteste der Begründer des Zionismus, hat ein Buch geschrieben, »Der Judenstaat«. Als er dies tat, wollte er, daß die Juden einen Staat gründen, in dem sie vor Verfolgung sicher sind. Er dachte an relativ dünn bevölkerte Territorien wie Madagaskar und Uganda. Erst später entstand die Idee, diesen Staat in Palästina zu errichten. So weit, so gut. Nur ist dieser Staat Israel nicht identisch mit Israel als Volk, das am Ende der Tage nach Israel – im ersten Sinne des Wortes – zurückkehren wird, das in Jerusalem seine Hauptstadt hat. Der heutige Staat Israel hat doch bei Gott nichts mit dieser eschatologischen Idee zu tun. Menschlich ist seine Errichtung überaus verständlich, aber ihn mit Erwählung oder gar mit Eschatologie in Verbindung zu bringen ist Blasphemie. Ich könnte mir sogar vorstellen, daß diese Blasphemie ein Zeichen für den Untergang der westlichen Welt und ihrer hybris ist, wie das echte Israel die Erfüllung jener letzten Gerechtigkeit darstellt, wo Menschliches und Göttliches zusammenfließen. Wie für Dich Christus Gott und Mensch ist in einer historisch bestimmten Zeit (zur Zeit seines irdischen Lebens), aber auch in der Ewigkeit, so ist für mich als Juden eben die Beziehung von Gott und Mensch eine sich durch die ganze Geschichte hindurchziehende Konvergenz, die sich – menschlich gesehen – am Ende der Zeiten erfüllt. Deshalb sehe ich Christentum und Judentum als zwei Modi des grundsätzlich Gleichen. Aber Israel im zweiten Sinne muß ich ablehnen, soweit es sich eschatologisch in der heutigen Situation sieht bzw. eschatologische Argumente für seine Politik gebraucht. Natürlich ist Jerusalem ein heiliger Ort; aber doch weil sich dort heilige Dinge ereignet haben und wohl in Zukunft wieder ereignen werden, aber doch nicht weil Jerusalem die Hauptstadt eines Staates ist, dessen Bürger sich der religiösen Vergangenheit politisch bedienen.«⁷¹

Sie akzeptierte – vielleicht zu schnell und unterwürfig – mein Argument: »Es ist Dir wirklich gelungen, das einzige Mißverständnis zwischen uns zu beseitigen: Israel. Ehrlich gestanden – ich habe es eben nie anders als das von Gott von Anfang an auserwählte Volk betrachtet, das mit dem Land Israel – Palästina unwiderruflich verbunden ist ...

Endlich hat es bei meiner »langen Leitung« gefunkt: Der heutige Staat Israel hat nichts mehr zu tun mit jenem Sinai-Volk, das mit Gott damals heilige Dinge erlebte – bestimmt gibt es heute in der ganzen Welt fromme Juden (so wie Du sie schilderst – bist ja selber einer von ihnen) die einmal »eschatologisch« auserwählt werden, wenn der Messias kommt (oder für mich »wieder« kommt – dann werden wir alle nur noch ein einziges Gottesvolk sein und nicht in Konfessionen gespalten) ...«⁷²

IV. NACHWORT

Mit zunehmendem Alter wurde sich Schwester Adelgundis immer mehr zweier Dinge bewußt: der Gefahr für das Fortleben der Menschheit und dem sich nähernden Ende ihres eigenen Lebens. »Es ist schwer zu verstehen, wie es weitergeht. Einerseits reine Dummheit und Ungebildetheit, andererseits Machthunger und Unmenschlichkeit, ganz abgesehen von dem physischen Hunger so vieler Menschen. Man kann heute nur hoffen, daß die Großmächte nicht vollständig den Kopf verlieren. Es gibt unter den jungen Leuten in den verschiedensten Ländern sehr gute Kräfte – aber wie sie zusammenbringen und wie ihnen zu Wirksamkeit verhelfen.«⁷³

Und ein anderes Mal: »Ich glaube, es bedarf vielen Betens, um unsere gegenwärtige Zeit der Grausamkeiten und Haßtaten in nicht mehr ausdenkbarer Dimension zu überstehen!«⁷⁴

Über die Abnahme ihrer physischen und wohl auch geistigen Kräfte schrieb sie: »Mit dem neuen Jahrzehnt wird Adelgundis' Leben etwas überschattet. Die Menschen spüren es noch nicht oder Liebe und Höflichkeit sprechen es nicht aus. Aber ich selber spüre es ehrlich und nüchtern ... Bedenkt 95 Jahre – da fehlt oft die Briefschreibfreude, die merklich zurückgegangen ist.«⁷⁵

»Ich spüre, daß meine geistigen Kräfte zurückgehen. Menschen schreiben mir immer wieder, daß ich noch nicht sterben darf. Aber der liebe Gott braucht mich nicht mehr, meine Zeit ist abgelaufen.«⁷⁶

»Ja, betet, daß ich für den Rest meines Lebens die Freude und den inneren Frieden in Gott behalte, um sie meinen Freunden (und es kommen immer wieder neue zu den alten) weitergeben zu können!«⁷⁷

Andererseits gibt es auch Stellen der Dankbarkeit für ein langes und fruchtbares Leben: »Je stärker ich mich der Ewigkeit und der Verantwortung vor Gott nähere, desto mehr geht es mir nicht mehr um ›höhere Gefilde vollkommener Frömmigkeit für mich‹, sondern von den unerschöpflichen Schätzen, die mir benediktinisches Ordensleben geschenkt hat, während eines ungewöhnlich langen Erdenlebens, als evangelische Frohbotschaft, als gottinne-gewordene Lebensfülle wenigstens kleine Lichter in zweifelnden Menschenherzen anzuzünden.«⁷⁸

ANMERKUNGEN

1 Adelgundis Jaegerschmid OSB, Gespräche mit Edmund Husserl 1931–1936, in: *Stimmen der Zeit* 199 (1981), S. 48–59, hier S. 48.

2 Adelgundis Jaegerschmid OSB, Edith Stein. Ein Lebensbild, in dieser Zeitschrift 10 (1981), S. 465–478.

3 10. September 1984.

4 25. April 1986.

5 Adelgundis Jaegerschmid OSB, Die letzten Jahre Edmund Husserls (1936–1938), in: *Stimmen der Zeit* 199 (1981), S. 129–138, hier S. 131.

6 Adelgundis Jaegerschmid OSB, Gespräche mit Edmund Husserl, a. a. O., S. 48.

- 7 Ebd., S. 51.
- 8 Ebd., S. 56.
- 9 Ebd., S. 55.
- 10 Adelgundis Jaegerschmid OSB, Die letzten Jahre Edmund Husserls, a. a. O., S. 134.
- 11 Adelgundis Jaegerschmid OSB, Gespräche mit Edmund Husserl, a. a. O., S. 52.
- 12 Ebd., S. 57.
- 13 Ebd., S. 53.
- 14 Adelgundis Jaegerschmid OSB, Die letzten Jahre Edmund Husserls, a. a. O., S. 130.
- 15 Ebd., S. 132.
- 16 Ebd., S. 174.
- 17 Adelgundis Jaegerschmid OSB, Edith Stein, a. a. O., S. 472.
- 18 Ebd., S. 465.
- 19 Ebd.
- 20 Briefe im Besitz des Klosters St. Lioba.
- 21 4. Juni 1980.
- 22 11. Oktober 1983.
- 23 8. Juni 1981.
- 24 13. Oktober 1981.
- 25 8. November 1980.
- 26 16. November 1980.
- 27 10. September 1984.
- 28 14. April 1983.
- 29 24. Mai 1987.
- 30 31. Mai 1987.
- 31 22. Mai 1982.
- 32 18. April 1985.
- 33 18. Juli 1982.
- 34 29. August 1984.
- 35 3. Februar 1981.
- 36 16. November 1980.
- 37 2. September 1984.
- 38 17. August 1981.
- 39 8. März 1983.
- 40 16. April 1981.
- 41 12. Februar 1983.
- 42 25. April 1987.
- 43 9. Juni 1988.
- 44 6. Juli 1982.
- 45 29. Mai 1983.
- 46 29. September 1981.
- 47 14. Dezember 1986.
- 48 18. Juni 1981.
- 49 29. November 1988.
- 50 23. März 1989.
- 51 23. März 1988.
- 52 13. November 1986.
- 53 17. November 1981.
- 54 11. Juni 1987.
- 55 5. Januar 1988.
- 56 24. Mai 1987.

- 57 31. Mai 1987.
 58 20. November 1987.
 59 1. April 1984.
 60 15. Juni 1987.
 61 1. August 1984.
 62 19. Juni 1987.
 63 23. Februar 1981.
 64 10. November 1988.
 65 12. März 1988.
 66 17. Februar 1983.
 67 12. Februar 1983.
 68 8. November 1988.
 69 25. Februar 1983.
 70 26. März 1983.
 71 7. April 1983.
 72 14. April 1983.
 73 1. März 1982.
 74 4. März 1985.
 75 28. Mai 1990.
 76 28. März 1991.
 77 6. August 1987.
 78 15. August 1989.

ERICH KOCK · KÖLN

Goethe und der Katholizismus

Goethe und die Deutschen – das ist eine lange Geschichte. Begeisterung und Ablehnung, Beifall und Kopfschütteln, Goethe-Kult und Goethe-Bedenklichkeit begleiten die hiesige Historie. Mitunter wirken sie wie ein unaufhörlicher Kommentar zur »geistigen Situation der Zeit«. Denn wie die Urteile über Goethe ausfallen, so steht es auch um den Pulsschlag des Zeitgeistes. Ist der Weimarer – soweit man das von einem Genie behaupten kann – einer von uns? Oder trennt ihn (um ein Beispiel zu nennen) ein Abgrund von der Angst, »durch die wir gegangen sind«, und von dem heutigen Empfinden der Tragik menschlicher Existenz, gegenüber der Goethe so blind gewesen sein soll, wie Karl Jaspers es in seiner Rede zur Verleihung des Frankfurter Goethe-Preises 1947 behauptet hat? »Die meisten Goethe-Biographien wurden von Universitätsprofessoren verfaßt«, hat Ortega y Gasset behauptet.

ERICH KOCK, Jahrgang 1925, lebt als freier Schriststeller in Köln; zahlreiche Arbeiten für Funk und Fernsehen.